

Ina Schindler

**"Resilienz -  
Gedeihen trotz widriger Umstände"**  
Diskussion eines Konzepts und seine  
Bedeutung für biographische  
Fallinterpretation und biographisches Erzählen

eingereicht als

**DIPLOMARBEIT**

an der

**HOCHSCHULE MITTWEIDA-ROSSWEIN (FH)**

**UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES**

Fachbereich Soziale Arbeit

Rosswein, 2009

Erstprüferin: Frau Prof. Dr. soc. Heide Funk

Zweitprüferin: Frau Kornelia Beer (Diplom-Sozialpädagogin)

vorgelegte Arbeit wurde verteidigt am:

Ina Schindler:

"Resilienz - Gedeihen trotz widriger Umstände"

Diskussion eines Konzepts und seine Bedeutung für biographische Fallinterpretation und biographisches Erzählen. - 2009. Roßwein, Hochschule Mittweida-Roßwein (FH), Fachbereich Soziale Arbeit, Diplomarbeit, 2009

Referat:

Die vorliegende Diplomarbeit befasst sich mit dem Konzept der Resilienz als Suchbegriff innerhalb einer rekonstruktiven Fallarbeit. Über einen biographieanalytischen Zugang werden am Beispiel eines durchgeführten narrativen Interviews Aspekte von Resilienz herausgearbeitet, die für den konkreten Einzelfall gültig sind. Damit wird die Bedeutung des Konzepts der Biographie im Kontext der Sozialen Arbeit hervorgehoben.

In der letzten Zeit habe ich die Menschen, mit denen ich es zu tun hatte, in zwei Sorten geteilt: die aufdringlichen, die nicht aufgehört haben mich zu mahnen, das zu Ende zu bringen, was man angefangen hat und die zurückhaltenden, die mich in Ruhe haben brüten lassen. Beides war richtig. Danke

---

0	Einleitung	6
1	Annäherung an einen Begriff	7
1.1	Resilienz - ein geliehener Begriff?	8
1.2	Was Resilienz nicht ist	9
1.3	Eine Auswahl von Definitionen	11
1.3.1	Zum Begriff der Krise	13
1.3.2	Krise als Normalfall	14
1.3.3	Krise, Bewältigung und Lebenszyklus	17
1.4	Ausgewählte Studien	18
1.4.1	Die Kauai-Längsschnittstudie	18
1.4.2	Die Bielefeld-Erlangen-Studie	26
1.5	Zwischen Risiko und Schutz	29
1.5.1	Schutzfaktoren	30
1.5.2	Zusammenfassende Aussagen	32
2	Biographie	34
2.1	Elementare Prozessstrukturen nach Schütze und ihre Bedeutung für das Resilienzkonzept	37
2.2	Möglichkeiten und Grenzen sozialpädagogischer Umsetzung	40
3	Die Suche nach Resilienz über einen biographieanalytische Zugang	42
3.1	Biographietheoretische Vorannahmen	43
3.2	Der Einzelfall und die Frage nach Verallgemeinerbarkeit	45
3.3	Das biographisch-narrative Interview als Methode der interpretativen Biographieforschung	46
3.4	Datenerhebung	50
3.4.1	Zusammenfassende Biographie	52
3.4.2	Die Hypothese als Grundlage für die Auswertung	54

3.5	Auswertung der erhobenen Daten	55
3.5.1	Qualitative Inhaltsanalyse des biographischen Interviews	57
3.5.1.1	Rahmung	58
3.5.1.2	Belastungen und deren Bedeutungszuweisungen	60
3.5.1.3	Fremdbestimmung und Schlussfolgerungen hinsichtlich des Autonomiebegriffs	65
3.5.1.4	Zusammenfassung der qualitativen Inhaltsanalyse	67
3.5.2	Biographische Fallanalyse des narrativen Interviews	68
3.5.2.1	Die 0. Ebene oder eine kritische Selbstbetrachtung	
3.5.2.2	Sequentielle Analyse des biographischen Interviews	
3.5.2.3	Text- und thematische Analyse	
3.5.2.4	Kontrasierung	
3.5.2.5	Zusammenfassung der Analyse	
3.6	Diskussion	
4	Ausblick	
5	Literatur	
6	Anhang	

Die vorliegende Arbeit soll dazu dienen, eine Brücke zwischen zwei Themenkomplexen zu schlagen - Resilienz und Biographieforschung. Beiden Konzepten gemeinsam ist, dass sie sich auf Entwicklungsprozesse von Subjekten beziehen. Die Blickrichtung, die in dieser Arbeit eingenommen wird, ist eine retrospektive, wohlwissend, dass eine Vielzahl pädagogischer Konzepte aus genau der anderen Perspektive (also prognostisch) argumentieren (vgl. Wustmann 2004). Gestützt wird der in die Vergangenheit gerichtete Fokus durch die Verknüpfung beider Konzepte. Der Grundgedanke einer rekonstruktiven Sozialpädagogik soll dabei im Auge behalten werden (vgl. Hanses 2001, 2). Die "Einsicht in die Ungewissheit pädagogischer Wirkungen" (Opp u. Fingerle 2007, 12) legt außerdem nahe, eher das Gewordensein menschlicher Entwicklung in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen.

Die Kernfrage des Resilienzkonzeptes "Wie gelingt es Menschen, widrigen Lebensumständen zu trotzen und an belastenden Situationen zu reifen?", muss also bezogen auf diese Arbeit genauer heißen: **"Wie ist es Menschen im Verlaufe ihres Lebens gelungen, widrige Lebensumstände zu bestehen und welche Möglichkeiten konnten sie nutzen, belastende Situationen zu bewältigen und an ihnen zu reifen?"** Noch präziser muss die Frage im Singular gestellt werden, denn es wird im praktischen Teil um einen konkreten Fall gehen. Aus der Beantwortung der Frage allein ist auf den ersten Blick kein sozialpädagogischer Aspekt erkennbar, deshalb muss weiterformuliert werden: "Welchen Nutzen haben diese Erkenntnisse für die Praxis der Sozialen Arbeit?"

Eine Auseinandersetzung mit dem Begriff der Resilienz ist nur sinnvoll, wenn auch über einen für das Konzept stimmigen Krisenbegriff nachgedacht wird, denn: "Keine Resilienz ohne Krise" (Hildenbrand 2008, 23). Bevor also auf das Resilienzkonzept vertiefend eingegangen wird, soll in der Arbeit der Begriff der Krise und deren Bewältigung diskutiert werden.

Es darf nicht verschwiegen werden, dass Resilienz ein in Mode gekommener Begriff geworden ist. Die Gefahr, die darin liegt, ist ein unkritischer Umgang mit dem Konzept in therapeutischen und sozialpädagogischen Kontexten an passenden und unpassenden Stellen. Es wird also darum gehen, den Resilienz-Begriff zu begrenzen und zu positionieren und es muss der Frage nachgegangen werden, inwieweit das Konzept überhaupt von therapeutischem Nutzen ist.

Mit der in dieser Arbeit eingenommenen Blickrichtung kann die Verknüpfung von Resilienz

und Biographie bezüglich einer Lebensbilanzierung gewinnbringend sein, sowohl im Einzelfall als auch im Sinne einer Verallgemeinerbarkeit der gewonnenen Erkenntnisse. “Biographie eröffnet über den Einzelfall das in ihm liegende Allgemeine” (Hanses 2001, 10).

Lebensbilanz als abschließender Teil einer gelebten Biographie grenzt die Arbeit temporär ein. Gemäß dem achtsstufigen Entwicklungsmodell des Psychoanalytikers Erik Erikson gilt besonders im empirischen Teil der Arbeit die Aufmerksamkeit der letzten und achten Stufe psychosozialer Entwicklung. Vermutlich ohne es zu ahnen, lieferte Erikson in seiner Erklärung dieser Stufe eine brauchbare, weil weitgefasste Umschreibung des Resilienz-Begriffes. Die Aufgabe, die er für diese Stufe formuliert, lautet: “sein Leben annehmen und trotzdem die Fehler und das Glück darin sehen” (Erikson, zit. nach Noack 2005).

Wenn in der Arbeit die männliche Form genannt wird, so ist auch immer die weibliche Form mitgemeint.

## 1 Annäherung an einen Begriff

---

In diesem Kapitel wird es darum gehen, den Resilienz-Begriff trennscharf und bezogen auf die konkrete Fragestellung der Arbeit zu erklären. Nach einer definitorischen Festlegung unter Einbeziehung dessen, was Resilienz nicht ist, wird der Begriff zeitgeschichtlich eingeordnet, um zu zeigen, dass es sich hierbei um eine recht junge Fragerichtung handelt, die aber alt genug ist, sich einer wissenschaftlichen Diskussion auszusetzen. In Abgrenzung zu anderen ähnlichen Bewältigungskonzepten soll die Besonderheit von Resilienz und ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit herausgearbeitet und somit begründet werden, warum gerade das Konzept der Resilienz für den Fokus der Arbeit am geeignetsten ist. Eine Darstellung anderer ressourcenorientierter Konzepte kann in dieser Arbeit nicht erfolgen, da es nicht Ziel der Arbeit ist, andere Bewältigungskonzepte in einem Überblick anzubieten, um sie dann miteinander zu vergleichen. Für eine möglichst genaue Begriffsbestimmung ist es auch notwendig zu erläutern, was Resilienz (im allgemeinen) nicht meint und worum es (konkret in dieser Arbeit) nicht geht. Der Begriff der Resilienz soll in dieser Arbeit weder als Gegenbegriff zu Vulnerabilität noch als Synonym für Immunität verstanden werden. Stattdessen ist er anzusiedeln im Spannungsbogen

zwischen den psychologischen Kategorien Verletzbarkeit und Unverwundbarkeit. Resiliente Menschen für nicht verletzbar zu halten, hieße ihnen eine menschliche Fähigkeit abzusprechen, und in resilientem Verhalten Indizien für Immunität entdecken zu wollen, würde bedeuten, einen längst widerlegten Mythos aufrecht zu erhalten.

Absicht und Ziel dieses Kapitels ist es, den Begriff, um den es geht, transparent werden zu lassen, aber auch mögliche Transparenzlücken anzudeuten.

### 1.1 Resilienz - ein geliehener Begriff?

---

“Resilienz ist ein Begriff aus der Werkstoffphysik und bezeichnet die Biegsamkeit bzw. Verformbarkeit eines Stoffes, eine Art Anpassungsfähigkeit an äußere Umstände, ohne die ursprüngliche Qualität zu verlieren” (Schulze 2007, 214). Bei der begrifflichen Leihgabe aus einem anderen Wissensbereich beginnen die Missverständnisse und die Übersetzungsschwierigkeiten. Die Werkstoffphysik befasst sich mit der Qualität und dem Verhalten von Materialien in nicht lebenden Systemen. Resilienz steht hier für höchste Anpassungsbereitschaft an äußere Belastungen und gleichzeitig für die Fähigkeit, nach einer Beanspruchung in den vorherigen Qualitätszustand zurückzukehren, so als hätte es keine Beanspruchung gegeben. Gummi ist ein häufig zitiertes Beispiel für derart resiliente Stoffe. Die Eigenschaften dieses Materials eignen sich jedoch nicht dazu, zur psychologischen Metapher erhoben zu werden, da keinerlei Reifung oder Entwicklung durchlaufen wird. Gummi hat “an Vorangegangenes keine Erinnerung und hat auch bezüglich Zukünftigem nichts gelernt” (Grossman u. Grossmann 2007, 29). Der Resilienz-Begriff in der Sozialen Arbeit steht in der Gefahr, benutzt aber nicht gründlich geklärt zu sein, der Vorwurf der “Wortmagie” ist berechtigt. In der englischsprachigen Literatur hat der unkritische Umgang mit dem Konzept Resilienz dazu geführt, “dass der Begriff fast bedeutungslos geworden ist, zu einem entwerteten Modewort, ... dem alle hinterherlaufen” (ebd, 34).

Resilienz ist ein geliehener Begriff - aus einer anderen Sprache und einem anderen Wissensgebiet. Eine wortwörtliche und dabei noch sinnerhaltende Übersetzung ist kaum möglich, die Vergleiche und Metaphern hinken. Sie belegen lediglich, was mit diesem Begriff gemeint ist. Um die begriffliche Problematik wissend soll im Rahmen dieser Arbeit trotzdem



am Resilienz-Begriff festgehalten werden, denn es gibt keinen begrifflichen Ersatz für bewältigende Fähigkeiten, die sich in konkreten biographischen Verläufen entwickelten und erst im Rückblick erkennbar werden.

Ohne weiteres lässt sich der Begriff der Resilienz also nicht in den Kontext der Sozialen Arbeit übertragen, zu gravierend sind die Unterschiede. Soziale Gefüge sind lebende Systeme, die sowohl äußeren als auch inneren Belastungen ausgesetzt sind. Es kann angenommen werden, dass jeder Mensch im Laufe seines Lebens zu irgendeinem Zeitpunkt mit schwierigen oder bedrohlichen Situationen konfrontiert wird. Jedoch nicht jeder bewältigt diese Situationen in gleicher Weise. An den Belastungen können die in dem System Lebenden zerbrechen, sie können sie gerade so überstehen oder sie können daran reifen, jeder Ausgang ist möglich. Gemeinsam ist allen Ausgängen, dass der “Nachher-Zustand” in jedem Fall ein anderer ist als der “Vorher-Zustand”. Menschen kehren nach schweren Belastungen nicht gummigleich in einen unbelasteten (Lebens-)Zustand zurück. Und doch entsteht bei einigen Menschen der Eindruck, als hätten ihnen die Belastungen (Traumata) nichts ausgemacht, als könnten sie weiterleben, wie bisher. Das Bild vom Stehaufmännchen (vgl. Fooker u. Zinnecker 2007, 63) veranschaulicht dies in vereinfachender Weise. “Biegen statt Brechen (vgl. Nuber 2005, 25)” ist eine weitere Umschreibung des Resilienzbegriffs, für den es im Deutschen keine angemessene Übersetzung gibt.

Übertragen auf die sozialpädagogische Arbeit geht Resilienz somit der Frage nach, inwieweit schwere Belastungen in der Kindheit im weiteren Lebensverlauf von den Betroffenen bewältigt bzw. in ihren Folgen abgemildert werden (vgl. Fooker, Zinnecker 2007, 7).

## 1.2 Was Resilienz nicht ist

---

Um den Begriff genau zu umreißen, ist es sinnvoll, zu erklären, was unter Resilienz nicht zu verstehen ist, nicht zuletzt um ihn von der bereits angesprochenen Wortmagie zu entzaubern. “Resilienz bedeutet ... nicht einfach ein schönes Gefühl ...”, so umriss Rosmarie Welter-Enderlin 2005 auf einem Kongress zum selben Thema den Resilienzbegriff bzw. das, was er

nicht ist (Welter-Enderlin 2005, 9).

Gabriel (2005) hält in seinem Beitrag zu Kritik und Perspektiven von Resilienz fest, dass resiliente Menschen nicht an sich ein höheres psychosoziales Wohlbefinden haben als andere und dass sie somit nicht aus sich selbst heraus widerstandsfähig sind (Gabriel 2005, 215).

Für Walsh (2008) heißt resilient zu sein, “nicht, dass man unverwundbar ist oder unversehrt in einen früheren Zustand zurückkehrt” (Walsh 2008, 43).

In der Auseinandersetzung mit den Grenzen des Resilienzkonzeptes verweist Hildenbrand (2008) auf die Thesen von Boss, die zusammenfassend formuliert: “Resilient sein, heißt nicht, auf Lösungen zu fokussieren (denn manchmal gibt es keine Lösung, stattdessen muss man lernen, mit unbeantworteten Fragen zu leben”) (Boss 2006, zit. in: Hildenbrand, 26). Folglich ist Resilienz keine “Wunschzettelkategorie” für ein glückliches Leben (ebd.).

“Resiliente” Menschen erfahren in medialen und fachpraktischen Diskussionen zahlreiche Zuschreibungen, die auf den ersten Blick für die gemeinten Menschen zwar schmeichelhaft, bei differenzierterer Betrachtung aber nicht sinnvoll für die Konkretisierung des Resilienz-Begriffes sind. Menschen, die aktiv sind und die Initiative ergreifen, die sich nicht vom Geschehen lähmen lassen und an die eigenen Kompetenzen glauben, die für sich selbst sorgen können und sich nicht unterkriegen lassen (vgl. Schulze 2007, 213), gelten gemeinhin als resilient. Somit wird Resilienz zum Synonym für persönliche Stärke und situative Überlegenheit. Das kann man eigentlich nur wollen - für sich und andere. Mit dieser Assoziation wird Resilienz aber auch zur tugendhaften Eigenschaft gemacht, um die man sich zu bemühen hat, für die man selbst verantwortlich ist. In “Zeiten der Verknappung gesellschaftlicher Teilhabemöglichkeiten, verbunden mit einer zunehmenden sozialen Ungleichheit”, wird das Phänomen Resilienz “als individuelle Kompetenzerwartung an das Individuum herangetragen, um gesellschaftlich konstituierte Auswirkungen auf die Individualebene zu verschieben” (ebd., zit. nach Gildemeister/Robert 1999).

Es lässt sich festhalten, dass Resilienz kein Persönlichkeitsmerkmal - weder angeboren noch erworben - ist, welches ein (resilienter) Mensch ein für allemal besitzt.

### 1.3 Eine Auswahl von Definitionen

---

Viele Definitionen für ein und denselben Begriff versprechen keine große Transparenz, sie lassen eher Undurchsichtigkeit vermuten. “Resilienz ist als Begriff schwer zu definieren” (Welter-Enderlin 2008, 9). Positiv formuliert weisen sie aber auch darauf hin, dass der Begriff aus verschiedenen Fragerichtungen betrachtet wird, dass er für zahlreiche Arbeitskontexte von Interesse ist und Fragen aufwirft. Je nach wissenschaftlichem Forschungskontext werden unterschiedliche Aspekte betont und entsprechende Zusammenhänge hergestellt.

Die folgenden Definitionen sind lediglich eine Auswahl, die zeigen soll, in welchem lebhaften Diskurs sich der Resilienz-Begriff befindet. Sie belegen auch die Bemühungen, den Begriff abzugrenzen und die Gefahr abzuwenden, ihn zu einem beliebigen Schlagwort verkommen zu lassen.

Aus dem Kontext therapeutischer Arbeit heraus wurde 2005 von den Teilnehmern eines Kongresses zum Thema “Resilienz - Gedeihen trotz widriger Umstände” die folgende Definition formuliert:

“Unter Resilienz wird die Fähigkeit von Menschen verstanden, Krisen im Lebenszyklus unter Rückgriff auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für Entwicklung zu nutzen. Mit dem Konzept der Resilienz verwandt, sind Konzepte wie Salutogenese, Coping und Autopoiesie. All diese Konzepte fügen der Orientierung an Defiziten eine alternative Sichtweise bei“ (Welter-Enderlin u. Hildenbrand 2005, 13).

Die eigene Definition einschränkend, macht die Autorin darauf aufmerksam, dass sich das Konzept der Resilienz ausdrücklich nicht auf Therapeuten und therapeutisches Vorgehen bezieht, “sondern auf Menschen in ihrem natürlichen Umfeld, die aus widrigen Lebensumständen etwas Gutes machen - in den meisten Fällen übrigens ohne Therapie” (ebd., 10).

Aus einer pathogenetischen Sicht wird Resilienz als Abwesenheit bestimmter Störungen oder Verhaltensprobleme trotz vorhandener Risiken beschrieben.

So definieren Schumacher et al. (2005) Resilienz als eine “relative Widerstandsfähigkeit gegenüber pathogenen Umständen und Ereignissen, die über die Zeit und über Situationen

variieren kann” ( Schumacher et al. 2005, 17).

Auch bei Luthar und Cicchetti (2000) wird das Phänomen der Resilienz störungsspezifisch als ein dynamischer Prozess beschrieben, “der durch positive Adaption trotz ungünstiger psychosozialer Ausgangsbedingungen charakterisiert ist” (Luthar u. Cicchetti, zit. in: Fookan u. Zinnecker 2007, 15).

Für Walsh (2008) ist unter Resilienz die Fähigkeit zu verstehen, “zerrüttenden Herausforderungen des Lebens standzuhalten und aus diesen Erfahrungen gestärkt und bereichert hervorzugehen” (ebd., 43).

Rutter (2001) sieht in dem Begriff der Resilienz “allgemein die Fähigkeit, erfolgreich mit belastenden Lebensumständen und negativen Folgen von Stress umzugehen” (Rutter, zit. in Wustmann 2003, 107).

Als ein maßgeblicher Vertreter der Resilienzforschung betont Rutter den zeitlichen und lebenszyklischen Aspekt des Begriffes, indem er Resilienz als temporäre Eigenschaft beschreibt, die sich im Lebenslauf ändern kann (vgl. Opp u. Fingerle 2007, 15).

In all den genannten Definitionen zeigt sich die Komplexität und Vielschichtigkeit des Resilienz-Begriffes. Deutlich daran wird, dass es wichtig ist, ihn nicht an zu engen Kriterien festzumachen (vgl. Lösel u. Bender 2007, 60), andererseits muss eine Abgrenzung gegenüber anderen (Bewältigungs-) Begriffen per Definition erkennbar sein.

Für die Definition von Resilienz existiert keine Patentlösung (ebd.). Das heißt, die Definition muss jeweils der Zielformulierung einer Studie angepasst werden, was wiederum bedeutet, dass Resilienz-Definitionen nicht über ihren konkreten Forschungskontext hinaus generalisiert werden dürfen.

Zusammenfassend kann als gemeinsame Aussage der aufgezählten Definitionen festgehalten werden:

**Resilienz ist ein (Lebens-)Phänomen, welches erst in einer Krise eines Individuums wirksam wird.**

Dabei ist “Krise” hier zu verstehen als Synonym für “Belastung”, “Widrigkeit”, “Trauma”, “pathogenes Milieu” usw. . Das entscheidende Kriterium für das Wirksamwerden resilienten Verhaltens ist die Bedeutung, die der Krise vom handelnden Subjekt beigemessen wird. Es kann gesagt werden:

**Die Krise hat für das Individuum keine lebensbedrohende Bedeutung, sondern wird als Entwicklungsmöglichkeit begriffen.**

Für den Begriff “Entwicklungsmöglichkeit” gelten ebenso Begriffe wie “Herausforderung”, “Chance” usw..

Charakteristisch für Resilienz ist das erfolgreiche<sup>1</sup> Bewältigen von Krisen. Dafür stehen Hilfen zur Verfügung.

**Für die Krisenbewältigung können vom Individuum Ressourcen genutzt werden.**

Die grundlegende Bedingung für das Wirksamwerden von Resilienz ist eine dem Leben zugewandte Einstellung, die (unbegründete) Gewissheit, dass das Leben mit seinen vorgefundenen Umständen und Ereignissen einen Sinn hat und dass das handelnde Subjekt beteiligt ist an der Entwicklung der Umstände und Ereignisse.

### 1.3.1 Zum Begriff der Krise

---

Wenn im vorangegangenen Punkt von Krise die Rede war, so muss deutlich sein, dass der Begriff in einer sehr verallgemeinernden Form benutzt wurde. Die Definitionsmöglichkeiten sind vielfältig, deshalb ist es wichtig, den Begriff für das Arbeitsthema “Resilienz” genau zu umreißen.

Nach Reiter und Strotzka (1977) sind drei Krisenbegriffe voneinander zu unterscheiden:

*der medizinische Krisenbegriff*

Krise ist die Phase eines Krankheitsprozesses, in der es sich entscheidet, “ob die Selbstheilungskräfte des Organismus zur Gesundung ausreichen” (Borst 2008, in: Welter-Enderlin u. Hildenbrand, 193).

---

<sup>1</sup> “Erfolgreich” ist in diesem Kontext zu verstehen als die Bewahrung bzw. der Gewinn von Autonomie. Der Begriff der Autonomie wird in dieser Arbeit noch erklärt.

### *der dramaturgische oder heilsgeschichtliche Krisenbegriff*

Mit Krise ist der Wendepunkt eines schicksalhaften Prozesses gemeint, “in dessen Verlauf die Identität der Beteiligten an widerstrebenden Normen zerbricht oder aber die Beteiligten ihre Freiheit dadurch zurückgewinnen, dass sie eine neue Identität ausbilden” (ebd.).

### *der psychosoziale Krisenbegriff*

Unter Einbeziehung des Milieus ist Krise als Wendepunkt zu verstehen, der die Aspekte “Krisen Anlass, Disposition, Umwelt und Reaktion trennt” (ebd.). Dem Krisenkonzept kommt hier eine interaktive Funktion zu.

Erikson (1966) betont im Rahmen von Entwicklungs- und Reifungsprozessen das Normale einer Krise. Das Überwinden einer Krise führt zu persönlichem Wachstum, das Nicht-Überwinden zum Scheitern bzw. zum Verharren in der (Krisen-)Situation.

Zu unterscheiden sind normative oder Lebensveränderungskrisen (z.B. Verlassen der Herkunftsfamilie, Gründung einer eigenen Familie) und traumatische Krisen (unvorhersehbare plötzliche Ereignisse). Trotz ihrer Unvorhersehbarkeit können traumatische Krisen als zum Lebenszyklus gehörend angenommen werden.

Aus einer psychopathologischen Perspektive formuliert Scharfetter (2002): “Krise meint eine zugespitzte, angespannte, Besorgnis, oft Angst weckende Lebenssituation. Jede Krise ist eine Zeit der Unsicherheit, des Ringens um Bestand und gleichzeitige Neuorientierung. Krise ist ein Abschnitt in einem biographischen Prozess, in welchem jedoch noch nicht klar ist, in welche Richtung dieser sich entwickeln wird. Jedenfalls enthält die Krise Wandlungsmöglichkeiten” (ebd., 13).

Für die Resilienz-Thematik kann gesagt werden: Jede Krise im Leben enthält Möglichkeiten zur Weichenstellung, Neubewertung und Wandlung. Ob diese Möglichkeiten vom Individuum genutzt werden können, hängt von der Art der Krise, von der Bedeutungszuschreibung durch das Individuum und von Faktoren ab, mit denen die Umwelt des Individuums ausgestattet ist.

### 1.3.2 Krise als Normalfall

---

Nach Hildenbrand (2008) ist das Leben an sich ein Prozess der Bewältigung von Krisen

(Hildenbrand 2008, 205). Unter dieser These und mit einer Betonung, die auf Bewältigung liegt, ist auch Resilienz ein lebensbegleitender (und schon immer dagewesener) Prozess und weniger ein neuentdecktes Phänomen. Nicht Routine (als Gegenbegriff von Krise) sondern die Krise (und die Auseinandersetzung mit ihr) ist der Normalfall des Lebens.

In der Konfrontation mit Krisen bilden Individuen Handlungs- und Orientierungsmuster aus, anhand derer das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Resilienz ablesbar ist. Die Entwicklung dieser Muster ist nicht auf eine bestimmte Lebensphase beschränkt, sondern ist lebensbegleitend.

Krisen - so hält Hildenbrand fest - sind konstitutiv für die Autonomie der Lebenspraxis.

In diesem Zusammenhang muss verdeutlicht werden, in welchem Sinn der Autonomiebegriff zu verstehen ist und in dieser Arbeit verwendet wird. Eine weniger soziologische als vielmehr tiefenpsychologische Sichtweise betrachtet Autonomie als "Zustand der Integration, in dem ein Mensch in Übereinstimmung mit seinen eigenen Gefühlen und Bedürfnissen ist" (Gruen 1986, zit. in: Stiehler 2000, 81). Beschrieben wird eine Fähigkeit, "ein Selbst zu haben, das auf den Zugang zu eigenen Gefühlen und Bedürfnissen gründet" (ebd.). Das Besondere an dieser Sichtweise dem Autonomiebegriff gegenüber ist, dass die Natur des Menschen in den Mittelpunkt gestellt wird und nicht ihre Überwindung (vgl. Böhnisch 1996, 15).

Ein geschichtsphilosophischer Ansatz (Toynbee, zit. in Hildenbrand) charakterisiert menschliches Verhalten "durch eine Tendenz zur schöpferischen Bewältigung. Je schwieriger die Bedingungen sind, desto größer ist die Chance dafür, dass schöpferisch gehandelt wird" (ebd., 207). Zu ergänzen ist dabei der Aspekt der Zumutbarkeit. Diesem Ansatz folgend wurden Kriseneigenschaften herausgearbeitet, die für das Resilienzthema ebenso bedeutsam sind. Sie verorten den Krisenbegriff im Spannungsfeld zwischen individuellem und kollektivem Handeln, stellen dabei das schöpferische Individuum in den Mittelpunkt der Betrachtung. Krisen in diesem Sinne weisen folgende Eigenschaften aus:

- Sie sind Wendepunkte in einer Abfolge von Ereignissen und Handlungen.
- Sie schaffen Situationen, in der die Notwendigkeit zum Handeln für die Beteiligten hoch ist.
- Sie bedrohen Werte und Ziele.
- Ihre Folgen haben Konsequenzen für zukünftiges Handeln der Beteiligten.

- Sie sind das Ergebnis von Ereignissen, die zeitlich zusammentreffen.
- Sie schaffen Ungewissheit für die Beteiligten, sowohl bezüglich der Einschätzung der Situation als auch der Bewältigungsmöglichkeiten.
- Sie verringern die Kontrolle über Ereignisse und deren Folgen.
- Sie sind stressauslösend.
- Ihr Auftreten schafft lückenhafte Informationen.
- Sie fordern Handlungsentscheidungen von den Beteiligten unter großem Zeitdruck.
- Sie verschieben die Relationen zwischen den Beteiligten (vgl. Hildenbrand 2008, 208).

Diese Charakteristik und die ihr zugrunde liegende Sichtweise erscheint deshalb so wichtig, weil sich daraus für die Thematik der Resilienz eine Schlussfolgerung ergibt:

Wenn die folgenden drei Aspekte gelten:

- Krisen sind das Normale im Leben.
- Krisen wohnen Handlungsmöglichkeiten inne.
- Im Umgang mit Krisen wird dem Individuum eine schöpferische Kraft unterstellt.,

dann **besitzt jeder Mensch die Möglichkeit zu resilientem Verhalten**. Diese These soll eine Grundaussage der Arbeit sein, wobei ausdrücklich gesagt werden muss, dass diese Aussage keine Entscheidung für eine endogenistische Sichtweise ist. Damit ist Resilienz auch eindeutig *nicht* als Personenmerkmal festgelegt.

Eine weitere Aussage schließt sich an. Sie verdeutlicht, warum der Begriff der Krise für das Thema als so wichtig erachtet wird:

**(Nur) in der Krise wird sichtbar, ob ein Mensch Zugang hatte zu Bewältigungsmustern, die auf Resilienz schließen lassen.** Diese Beurteilung ist erst in der Rückschau möglich. Prognostische Aussagen und präventive Ideen lassen sich zwar daraus ableiten, sie bleiben jedoch Wahrscheinlichkeiten (vgl. Kramer 2007, 79).

Die Verkehrung der Sichtweise auf den Begriff der Krise eröffnet auch eine andere Betrachtungsweise gegenüber dem Resilienz-Begriff. Mit der Behauptung, dass jeder Mensch die Möglichkeit zu resilientem Verhalten besitzt, könnte besonders in therapeutischen und sozialpädagogischen Arbeitskontexten die Frage gewinnbringend sein, warum manche Menschen *nicht* resilient sind, bzw. was ihnen den Zugang zu ihren Möglichkeiten versperrt. Unter dem Aspekt der Zumutbarkeit die Sichtweise noch einmal gedreht, muss von einem



professionellen Standpunkt auch gefragt werden dürfen, ob bei gravierenden Lebenswidrigkeiten der Verlust bzw. das Nichtvorhandensein von Resilienz bei einem Menschen oder bei Menschengruppen nicht die angemessenere Reaktion auf eine bestimmte Situation ist und welche Konsequenzen sich für sozialpädagogisches Handeln daraus ergeben? Eine Auseinandersetzung mit diesen Fragen kann innerhalb dieser Arbeit nicht erfolgen.

### 1.3.3 Krise, Bewältigung und Lebenszyklus

---

Ein Anliegen dieser Arbeit ist es, die Resilienz-Thematik in einen Zusammenhang zum Thema Biographie zu stellen. Unter besonderer Beachtung der Begriffe Krise und Bewältigung schlägt Oevermann (2001) eine Typisierung vor, die in knapper Form dargelegt werden soll.

Aus Sicht der Sozialisationsforschung begleiten Krisen den gesamten Lebenszyklus. Zu unterscheiden sind erwartbare bzw. normative Krisen von nicht erwartbaren bzw. nichtnormativen Krisen.

Entlang der Lebensachse und am Anfang des Sozialisationsprozesses ist die erste (erwartbare) Krise die Geburt. Bereits hier geht es um Bewältigung(squalität). Ist die erste Krise störungsfrei verlaufen, konnte erstmals auch die Erfahrung von Bewältigung gemacht werden. "Im Zweifelsfall wird es gut gehen", schreibt sich unauslöschbar ins Körpergedächtnis ein (vgl. Hildenbrand 2008, 209). Die beiden nächsten normativen Krisen des Sozialisationsprozesses sind - wie die erste in gewissem Sinne auch - Ablösungs- bzw. Übergangsprozesse: das Auflösen der Mutter-Kind-Symbiose in der frühen Kindheit und die Ablösung von der Herkunftsfamilie im jungen Erwachsenenalter.

Die Bewältigung dieser drei sozialisationsdeterminierten Krisen bildet die Grundlage für den erfolgreichen Umgang mit nichtnormativen Krisen.

Von besonderem Interesse sind die Bewältigungsmuster, mit denen Krisen bearbeitet werden. Die Frage ist, inwieweit von den Bewältigungsmustern normativer Krisen auf die Bewältigungsmuster nichtnormativer Krisen geschlossen werden kann.

Zunächst kann nach Oevermann gesagt werden, dass Individuen bei erwartbaren Krisen Handlungs- und Orientierungsmuster unter Rückgriff auf generationale Erfahrungen wählen. Das heißt, die Erfahrungen, die über Generationen hinweg bei der Bewältigung von Übergängen

im Lebens- und Familienzyklus gewonnen wurden, bilden “das steuernde Schema” (vgl. Hildenbrand 2008, 210). Beim Auftreten unerwartbarer Krisen zeigt es sich, ob das steuernde Schema eines Individuums tauglich ist für die neuartige Krisenbewältigung und für die Integration der Bewältigungserfahrung, oder ob neue Bewältigungsmuster entworfen werden müssen, um der Krise zu begegnen. Die Notwendigkeit zur Realisierung neuer Bewältigungsmuster birgt eine Chance. Bei gelingender Bewältigung nichtnormativer Krisen können frühere (problematische) Muster der Bewältigung von lebenszyklischen Übergängen neu bewertet und korrigiert werden. Angenommen werden kann, dass die Korrektur von Bewältigungsmustern lebenslang möglich ist. Der Gedanke der Adaption, der hier präsent wird, zeigt die Nähe zum Resilienz-Thema.

Die Erklärung von Resilienz durch eine sozialisationstheoretische Argumentation muss ergänzt werden durch die Komponente der Eigeninitiative, über die jeder Mensch in je individueller Ausprägung verfügt. “Menschen sind nicht einfach nur Produkt ihrer Sozialisation, sondern sie können sich auch aus eigener Kraft entwickeln” (Welter-Enderlin in Nuber 2005, 26).

Es muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass die Darstellung nicht alle Möglichkeiten der Krisenbearbeitung abdeckt. Sie ist dennoch wichtig für die Frage, warum manchen Menschen resilientes Verhalten nicht möglich ist. Die obige Darstellung geht davon aus, dass dem Individuum Bewältigungsmuster zur Verfügung stehen, die auf Gelingen ausgerichtet sind. Die Tatsache, dass diese Annahme nicht in jedem Fall der Fall ist, begründet unter anderem die Arbeit von Sozialpädagogen.

Für das Thema der Arbeit kann mit Hilfe des Krisenbegriffs die Hypothese formuliert werden:

**Krisen im Lebenszyklus fordern Bewältigung. Resilientes Verhalten eines Individuums ist, wenn bei der Bewältigung normativer Krisen auf tragbare generationale Bewältigungsmuster zurückgegriffen werden kann und wenn das sich daraus ergebende steuernde Schema so beweglich und offen ist, dass beim Auftreten nichtnormativer Krisen, unter dem Kriterium des Gelingens, neue Muster der Krisenbewältigung zugelassen werden können.**

Somit ist Resilienz das mögliche Ergebnis eines Bewältigungsprozesses.

“Resilienz ist das Endprodukt eines Prozesses, der Risiken und Stress nicht eliminiert, der es den Menschen aber ermöglicht, damit effektiv umzugehen” (Werner 2005, 36).

#### 1.4 Ausgewählte Studien

---

Die Frage nach Resilienz oder Widerstandskraft von Menschen gegenüber Belastungen in der Lebenswelt beschäftigt seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts Forscher aus verschiedenen Disziplinen. Unter verschiedener Schwerpunktsetzung und mit je spezifischer Herangehensweise wurde und wird das Phänomen der Resilienz in Entwicklungspsychologie, Pädagogik, Psychiatrie und Soziologie erforscht. Als gemeinsamer Nenner wird Resilienz als “Ergebnis von Pufferprozessen” (Werner 2007, 311) verstanden. Diese Pufferprozesse vermögen es zwar nicht, den Stress in riskanten Lebenswelten aufzulösen, aber sie ermöglichen (resilienten Menschen) einen effektiven Umgang mit den Belastungen in ihren Lebenswelten. Allen Studien zum Resilienz-Thema ist weiterhin gemeinsam, dass sie die Komplexität von Resilienz zwar erkennen, jedoch nicht abbilden können, sondern Resilienz “auf der Grundlage eines Zwei-Komponenten-Konstrukts von Risiko und positiver Anpassung” (ebd.) erschließen. Die Anerkennung der Nicht-Messbarkeit von Resilienz (Luthar u. Zelazo 2003, zit. in Werner 2007, 311) ist bei allen Untersuchungen mitzudenken. Es lässt sich streiten, ob diese Tatsache auf eine Transparenzlücke des Konzepts hinweist, doch lässt sich auch vermuten, dass jeder Versuch der Messbarmachung von Resilienz den Begriff in zu enge Grenzen verweist und dem eigentlichen Anliegen - nämlich Resilienz als komplexes Lebensphänomen zu erfassen - widerspricht.

Wann der Begriff der Resilienz zum erstenmal im Raum einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung stand, kann nicht genau geklärt werden. Sicher ist, dass die meist zitierte Studie zu diesem Thema von Emmy Werner nicht die erste war, die sich mit den unerklärlichen Bewältigungsfähigkeiten von Menschen in riskanten Lebenssituationen beschäftigte. Bereits 1937 machte Hildegard Hetzer (1937, zit. nach Lösel u. Bender, 53) darauf aufmerksam, dass sich manche Kinder unter den Bedingungen großer Armut relativ gut entwickeln. Verschiedene Fallbeispiele berühmter Persönlichkeiten, die in ihrer Kindheit erheblichen Widrigkeiten

ausgesetzt waren, trugen dazu bei, dem Begriff Glanz und Faszination zu verleihen, umgekehrt aber auch dazu, den Begriff mit Hilfe einer wissenschaftlichen Perspektive von seinem Heldenmythos zu befreien. Exemplarisch sei hier Charlie Chaplin genannt.

Seit Mitte der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts hat das Konzept der Resilienz innerhalb der Entwicklungspsychologie erhöhte Aufmerksamkeit geweckt und einen grundlegenden Perspektivwechsel eingeleitet. Bis zu dieser Zeit betonte und beschäftigte sich die (pathogenistische) Forschung mit den negativen Folgen von Belastungen, Risiken und ungünstigen psychosozialen Lebensumständen (vgl. von Hagen u. Röper in: Fooker u. Zinnecker 2007, 15). Das bis dahin kaum wahrgenommene Phänomen, dass Menschen trotz vielfältiger Risikofaktoren imstande sind, keine Störungen zu entwickeln bzw. sich nach traumatischen Erfahrungen rasch zu erholen, rückte ins Zentrum der (ressourcenorientierten) Forschung. Das Resilienzparadigma kann als Abkehr von der lange herrschenden Meinung verstanden werden, dass "Traumata und Milieus das menschliche Leben schicksalhaft prägen" (Ernst 2005, 1).

Wichtige Vorarbeiten leistete unter anderem der amerikanische Psychologe Norman Garmezy. Er untersuchte, wie stark sich bestimmte Risikofaktoren auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen auswirkten, die in den Slums der Großstadt Minneapolis aufwuchsen (vgl. Ernst 2005, 2). Unter der Hochrisikogruppe gab es eine Anzahl von Kindern, denen ihre extrem ärmlichen und pathogenen Lebensumstände nichts auszumachen schienen. Garmezy nannte diese Beobachtung das Phänomen der "Unverwundbarkeit" und erklärte es folgendermaßen: "Die betroffenen Kinder sehen ihre Probleme als Herausforderung, Schwierigkeiten spornen sie zu besonderen Anstrengungen an. Sie können das Negative in ihrer Umgebung teilweise ausblenden und positive Gegengewichte finden, indem sie die Unterstützung wenigstens eines bewunderten oder geliebten Menschen suchen und finden" (ebd.). Nachfolgende empirische Untersuchungen haben das Bild von der Unverwundbarkeit inzwischen revidiert und damit dem Mythos der seelischen Hornhaut widersprochen. Resiliente Menschen haben nicht in Drachenblut gebadet. Auch ihnen wurden Verletzungen verschiedener Art zugefügt. Aber "wie sie mit ihren Verletzungen und mit der Tatsache umgehen, dass das Leben schwierig ist - das ist das Besondere und Beeindruckende" (Welter-Enderlin in Nuber 2005, 25).

Im folgenden werden zwei ausgewählte Studien in Form einer Übersicht vorgestellt.

Vorab ist selbstkritisch anzumerken, dass die Ausführungen unter 1.4.1 zum großen Teil auf Sekundärliteratur basieren. Aufgrund des großen wissenschaftlichen Interesses konnten zahlreiche Beiträge zur Kauai-Studie ausgemacht werden, von denen angenommen werden kann, dass sie die Inhalte und Ergebnisse in unverfälschter Form wiedergeben. Die Studie von Emmy Werner sollte trotzdem in dieser Arbeit ihren Platz bekommen, weil sie als der “Klassiker” der Resilienzforschung gelten kann.

Die Bielefeld- Erlangen-Studie von Lösel und Bender ist die umfangreichste in Deutschland durchgeführte Untersuchung zu diesem Thema. Aus diesem Grund wurde sie zur Darstellung ausgewählt.

#### 1.4.1 Die Kauai-Längsschnittstudie

---

Mit ihrer 40-jährigen Längsschnittstudie auf der hawaiianischen Insel Kauai gilt Emmy Werner (Werner und Smith 1992) als Begründerin der Resilienz-Forschung. Die Ergebnisse ihrer Forschung leiteten einen Perspektivwechsel von einer Defizit- hin zu einer Ressourcenorientierung in der Wissenschaft ein. Die “Entdeckung” von Resilienz und die Auseinandersetzung mit diesem Phänomen begann mit Untersuchungen zu Risikofaktoren, denen die asiatischen und polynesischen Kinder auf der Insel ausgesetzt waren. Etwa 30% dieser Kinder der gleichen Geburtskohorte waren mehr als vier Risikofaktoren wie chronischer Armut, perinatalen Komplikationen, elterlicher Psychopathologie und familiärer Zerrüttung ausgesetzt. Resilienz war zunächst ein überraschender Nebenfund. Die Insel wurde prognostisch als geeignetes Forschungsfeld bewertet, da die Mobilität der Probanden und ihrer Familien sehr gering war. Demzufolge verringerte sich die Stichprobe über vier Jahrzehnte kaum. Außerdem war die Streubreite der Lebenslagen niedrig.

Grundlage der Untersuchung war die Annahme, dass nicht nur Persönlichkeitsmerkmale und biologische Einflussgrößen entwicklungsbestimmend sind, sondern auch soziale und familiäre Faktoren. So wurden die Probanden nach den Kategorien Armut, Schulbildung der Mutter, Familien- und Eheklima, Abwesenheit des Vater, Substanzmissbrauch beurteilt (vgl. Gabriel 2005, 210).

Die ursprünglich 698 Kinder der Geburtskohorte 1955 wurden jeweils bei der Geburt, kurz nach der Geburt und im Alter von 1, 2, 10, 18, 30 und 40 Jahren in Form statistischer Erhebungen und explorativer Gespräche untersucht. Ein Teil der Stichprobe (201 Kinder) wurde im Alter von 2 Jahren als “high-risk children” eingestuft, ihnen galt besondere Aufmerksamkeit. Während der Risikofaktor Armut für die meisten Kinder zutraf, waren diese Hochrisikokinder mindestens noch drei weiteren pathogenen Faktoren ausgesetzt. Zu diesen Faktoren gehören: wirtschaftliche Notlage der Familie, psychische Krankheit und Alkoholismus der Eltern, Missbrauch und Vernachlässigung der Kinder sowie Komplikationen bei der Geburt des Kindes (vgl. Werner 2008, 28). Zwei Drittel der untersuchten Kinder entwickelten sich bis zum Alter von 10 Jahren gemäß ihrer negativ vermuteten Prognose. Das zeigte sich vor allem in Verhaltensauffälligkeiten, Lernschwierigkeiten, Delinquenz. Das nicht zu vernachlässigende andere Drittel jedoch (72 Kinder) zeigte sich nicht nur frei von (Verhaltens-)Auffälligkeiten, sondern entwickelte sich entgegen jeder Erwartung positiv.

Als 10-Jährige untersucht, wurden die nun als resilient bezeichneten Kinder wie folgt beschrieben: “Sie fielen durch ihre Aufgewecktheit und Selbständigkeit auf, durch ihre Suche nach neuen Erfahrungen und eine positive soziale Orientierung, die besonders bei den Mädchen hervortrat. ... In der Grundschule kamen sie gut mit ihren Klassenkameraden zurecht. Sie waren im Denken und Lesen besser, ohne allgemein begabter zu sein. Sie hatten vielfältige Interessen und Hobbies. Über diese Aktivitäten schienen sie Kompetenz und Selbstbewußtsein zu entwickeln” (ebd.).

Im Alter von 18 Jahren zeigte sich bei den als resilient Eingestuften eine ausgeprägte Selbstsorge und ein realistisches Selbstbild. Sie wiesen ein stärkeres Verantwortungsbewußtsein gegenüber ihrer Umwelt auf und eine größere soziale und intellektuelle Reife als die Problemgruppe. Außerdem verfügten sie über ausgeprägte soziale Netzwerke, womit ein Gefühl emotionaler Sicherheit verbunden war. Bemerkenswert in dieser Lebensphase war ein Verhalten, welches eher beim jeweils anderen Geschlecht zu vermuten ist: resiliente junge Frauen zeigten im Persönlichkeitstest “männlichere” Geschlechtsstereotype als ihre weibliche Vergleichsgruppe (vgl. Gabriel 2005, 211). Sie hatten großes Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, zeigten ein hohes Maß an Statusbewusstsein und Leistungsorientiertheit und waren

sozial unabhängiger. Ebenso konnten bei resilienten jungen Männern geschlechtsuntypische Verhaltensausrprägungen festgestellt werden: sowohl die Fürsorge ihrer nächsten Umwelt gegenüber als auch eine überschnittliche emotionale und soziale Orientierung waren signifikant.

Alle der resilienten Gruppe konnten eine feste Bindung zu mindestens einer Bezugsperson ausbilden, was nicht in jedem Fall die Eltern waren. Ersatzeltern und damit wichtige Bindungspersonen waren Großeltern, ältere Geschwister oder Nachbarn.

Bei Mädchen hatte die Berufstätigkeit der Mutter positive Auswirkungen hinsichtlich der Selbständigkeit und des Verantwortungsgefühls gegenüber jüngeren Geschwistern. Als resilienzfördernd in der Zeit der Adoleszenz wurden feste Regeln, zugeteilte Haushaltspflichten und tägliche Routinen nachgewiesen. Bei Jungen hingegen war die Möglichkeit der Identifizierung mit einem männlichen Rollenvorbild resilienzfördernd.

Resiliente Jugendliche konnten auf ein informelles Netzwerk von Verwandten, Nachbarn, Gleichaltrigen und Älteren zurückgreifen, um sich Rat und Unterstützung zu holen. Sie selbst als Teil des individuellen Netzwerkes hatten ebenfalls die Funktion des Ratgebers und Unterstützers. Personelle Chancen im Umfeld konnten von den resilienten Jugendlichen erfolgreich ergriffen werden zur Bewältigung von konkreten Aufgaben und letztendlich zur Lebensbewältigung. So hatten alle mindestens einen engen Freund, manche hatten einen Lieblingslehrer, der zum Rollenvorbild wurde (vgl. Lösel und Bender, 57), andere Jugendliche suchten und fanden Unterstützung bei Jugendleitern oder durch die Integration in Gruppen. All die genannten Unterstützungsvarianten, die von den Jugendlichen genutzt wurden, trugen durch ihre Wirkung als Vorbild und Helfer dazu bei, Lebenssinn zu entwickeln.

Als 30-Jährige befragt, bezeichneten sich die meisten Erwachsenen als glücklich oder zufrieden. Mit wenigen Ausnahmen wiesen sie eine relativ hohe schulische und berufliche Qualifikation auf, woraus eine hohe Zufriedenheit gezogen werden konnte. Eigene Familien hatten 85% der Frauen, dagegen nur 40% der Männer gegründet. Als Eltern - 75% der Frauen hatten Kinder, lediglich 35% der Männer - formulierten sie als wichtigstes Ziel für ihre Kinder die Entwicklung persönlicher Kompetenzen (ebd.). Auch hier zeigte sich wieder ein gegengeschlechtliches Verhalten: ein großer Teil der Frauen waren ihren Kindern gegenüber stark leistungsorientiert, während bei den Männern ein hohes Maß an Fürsorge festzuhalten war.

Im Vergleich zur Gruppe, die ohne gravierende Risikofaktoren aufgewachsen war, zeigten resiliente Erwachsene eine höhere internale Kontrollüberzeugung. Die Möglichkeit, sich im Bedarfsfall Hilfe von Freunden, Verwandten oder professionellen Stellen zu holen, nutzten mehr Frauen als Männer, letztere bauten eher auf ihre eigenen Ressourcen. Die Männer waren es auch, die in diesem Alter am häufigsten über gesundheitliche Probleme klagten. Die beschriebenen symptomatischen Beschwerden, wie Rückenschmerzen, Magengeschwüre, Übergewicht usw., werden von Werner als Stressreaktionen interpretiert.

Als Kraftquellen nannte ein großer Teil der resilienten Befragten Glauben, Gebet, Spiritualität. Überhaupt kann die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft als resilienzfördernd vermutet werden.

Die bisher unerwähnten anderen Jugendlichen aus Hochrisikofamilien mit Verhaltensauffälligkeiten nahmen zum großen Teil im Erwachsenenalter einen stabilisierenden Entwicklungsverlauf. Vor allem traf das auf jene zu, die als Schüler unauffällig waren, durchschnittliche Leistungen erzielten und in intakten Familien lebten. Bemerkenswert an der Entwicklung dieser Gruppe ist, dass Gelegenheiten im erwachsenen Leben als Chance genutzt wurden, das Leben neu auszurichten. Für die *Wendepunkte* im Leben sorgten beispielsweise der Militärdienst, Ausbildungsmaßnahmen oder ein Ehepartner. Die Erkenntnis, dass sich Lebensverläufe mit schlechter Prognose auch jenseits von Kindheit und Jugend stabilisieren können, ist eine wesentliche Aussage der Untersuchung. Die *Eröffnung von Chancen* in der dritten und vierten Lebensdekade führte “bei den meisten Personen, die im Jugendalter psychische Probleme gehabt hatten, zu dauerhaften positiven Veränderungen” (Werner 2008, 33).

In der abschließenden Untersuchung der Probanden im Alter von 40 Jahren, befanden sich die meisten der als resilient eingestuften in stabilen Ehen und Anstellungsverhältnissen, sie fühlten sich verantwortlich gegenüber ihren Eltern und Kindern, waren am Gemeinwohl interessiert und sie zeigten ein hohes Maß an Kontrollüberzeugung. Keine “dieser Personen war arbeitslos, keine mit dem Gesetz in Konflikt gekommen und keine auf staatliche Fürsorge angewiesen” (Werner 2008, 31). Vor dem Hintergrund einer stabilen Gegenwart war eine Reinterpretation der vergangenen Lebenssituation zu beobachten.



Die Gruppe der ehemals “schwierigen” Jugendlichen wies eine leicht höhere Mortalitätsrate (4,4%) auf, als die Gruppe der Resilienten (3,3%). Einige Probanden der Problemgruppe, die in ihrer Kindheit von Substanzmissbrauch und/ oder psychischer Erkrankung der Bezugsperson betroffen waren, bewältigten zwar eine Reihe von belastenden Lebensereignissen erfolgreich, wiesen jedoch im späteren Erwachsenenalter eine Verschlechterung ihrer psychischen Gesundheit auf (z.B. manisch-depressive Störungen, Alkoholismus). Andere aus derselben Gruppe dagegen konnten sich ihre errungenen Kompetenzen und damit ihre Resilienz bewahren, zahlten jedoch einen hohen Preis: sie hatten den starken Impuls, sich von ihrem Herkunftsmilieu zu distanzieren aus Angst, wieder in die Problemlage zu geraten, aus der sie mit Mühe entkommen waren. “Der Balanceakt zwischen den neuen Bindungen, die diese Probanden mit geliebten Menschen ihrer eigenen Wahl eingegangen waren, und den alten Familienbanden, denen sie bewusst entsagt hatten, rief in ihnen schmerzliche Erinnerungen hervor und forderte in ihrem Erwachsenenalter ihren Tribut” (ebd. 36). In der vierten Lebensdekade nannte ein großer Teil der Gruppe Krankheitssymptome wie Migräneanfälle und Rückenschmerzen.

Im Ergebnis der Längsschnittuntersuchung konnte von Emmy Werner eine Liste schützender Eigenschaften herausgefiltert werden. Hildenbrand strukturierte die Aneinanderreihung der resilienzfördernden Eigenschaften mit Hilfe des Bildes eines dialektischen Zusammenhangs von Individuum und sozialem Kontext und schlug folgende Ordnung vor (Hildenbrand 2008, 22):

<b>schützende Eigenschaften im Kind</b>		<b>schützende Faktoren in der Familie</b>
<ul style="list-style-type: none"> <li>- Konstitution, Temperament</li> <li>- Kommunikation und Problemlösefähigkeit</li> <li>- Intelligenz und schulische Kompetenz</li> <li>- Fähigkeit zu planen</li> <li>- Selbstvertrauen</li> </ul>		<ul style="list-style-type: none"> <li>- Position als Erstgeborenes</li> <li>- Kompetenzen der Mutter</li> <li>- Großeltern, ältere Geschwister und Tanten als Pflegepersonen</li> <li>- Talent, solche Ersatzeltern zu finden</li> <li>- wichtig für Jungen: klare familiäre Strukturen mit männlichen Familienmitgliedern als Identifikationsfigur (Vater, Großvater, älterer Bruder, Onkel)</li> <li>- wichtig für Mädchen: Unabhängigkeitsorientierung in Verbindung mit weiblicher Fürsorgeperson</li> <li>- religiöse Überzeugung</li> </ul>
	<b>schützende Faktoren in der Gemeinde</b>	
	<ul style="list-style-type: none"> <li>- sich auf Verwandte, Freunde und Nachbarn verlassen können</li> <li>- Lieblingslehrer</li> </ul>	
<b>Zentral im Säuglings- und Kleinkindalter, in der Schulzeit</b>	<b>Zentral in Kindheit, Jugend, Schulzeit, Erwachsenenalter</b>	<b>Erwachsenenalter (Glaube)</b>

Tabelle1: Strukturierung der schützenden Faktoren von Hildenbrand

Zusammenfassend wird von Werner die These formuliert, “dass die Resilienz eines Menschen an wechselseitig sich bedingende Effekte gebunden ist, d.h. dass sie von der Wechselwirkung zwischen Schutzfaktoren abhängt, die beim Individuum, in seiner Familie und in seinem Umfeld vorhanden sind” (Werner 2008, 30). Desweiteren hängt die Resilienz eines Menschen vom Grad seiner Aktivität ab. Werner stellte fest, dass “resiliente Männer und Frauen nicht passiv auf die Zwänge ihrer widrigen Lebensumstände reagierten. Sie reagierten aktiv und suchten sich die Menschen und Gelegenheiten aus, die ihrem Leben eine positive Wende geben konnten” (ebd., 36).

Die Kauai-Längsschnittstudie ist die bislang längste und bekannteste Untersuchung zum Thema Resilienz. Sie ist ein markanter Anfang, auf den sich weitere Forschungen bis in die Gegenwart beziehen. Ihr ist unter anderem der Perspektivwechsel von defizitorientierten Ansätzen hin zu ressourcenorientierten zu verdanken. Mit Hilfe der Identifizierung und Benennung von Risiko- und Schutzfaktoren konnte belegt werden, dass aus a nicht zwingend b folgt, dass heißt, dass eine gelebte Kindheit in einem hochriskanten Milieu nicht immer heißen muss, der weitere Biographieverlauf sei vorbestimmt. Der Bezug nachfolgender Forschungen auf die Kauai-Studie, die Auseinandersetzung mit und die Kritik an ihr unterstreicht ihren Stellenwert eher als dass es ihn schmälert.

Die Kritik an der Studie von E. Werner bezieht sich auf den Grad der Komplexität von Resilienz, dem durch die Isolierung von Risiko- und Unterstützungsquellen nicht angemessen Rechnung getragen wird. Die “Grundannahme einer implizierten Dialektik von positiven und negativen Einflüssen” (Gabriel 2005, 212), auf der die Annahmen von Werner basiert, erkennt die interaktive Dimension dieser Einflüsse. Die Einflüsse, die im Rahmen des Erziehungs- und Sozialisationsprozesses zur Ausprägung von Resilienz oder Vulnerabilität beitragen, sind nicht linear zu denken. Sie können sich gegenseitig verstärken, relativieren oder aufheben.

#### 1.4.2 Die Bielefeld-Erlangen-Studie

---

Die in Deutschland durchgeführte Untersuchung ist im Gegensatz zur oben erläuterten Studie eine Querschnitt- und zweijährige prospektive Längsschnittstudie (vgl. Lösel u. Bender 1996, 55). Sie richtete ihren Fokus auf die Entwicklung von Jugendlichen aus einem besonders risikohaften Multiproblem-Milieu. Ein gemeinsamer Risikofaktor, der alle ausgewählten Jugendlichen betraf, war die Unterbringung in einem Heim bzw. einem Jugenddorf. Auf der Grundlage von Fallbesprechungen mit Erziehern und Sozialpädagogen der insgesamt 60 Einrichtungen der Jugendhilfe wurden die Jugendlichen in zwei Gruppen eingeteilt: die Resilienten (66 Jugendliche) und die Auffälligen (88 Jugendliche). Zu Beginn der Untersuchung waren die Jugendlichen im Durchschnitt 15,6 Jahre alt. Der naturalistische Zugang der Studie

wurde mit objektiven Methoden validiert (vgl. Lösel u. Bender 1996, 55). Zu diesem Zweck wurde ein Risikoindex verwendet, der Items objektiver und subjektiver Belastungen enthielt. Erhoben wurden beispielsweise elterliche Trennung oder Scheidung, familiäre Aggressionen und Konflikte, Vernachlässigung und Ablehnung des Kindes, Alkoholmißbrauch der Eltern, Arbeitslosigkeit, finanzielle Probleme, häufige Schul- und Wohnortwechsel, Klinik- und Heimaufenthalte (ebd.). Die Risikowerte waren in beiden Gruppen gleich hoch, sie unterschieden sich jedoch deutlich von einer Stichprobe "normaler" Jugendlicher. Trotz gleicher Risikowerte waren vor allem in den Skalen des externalisierten Syndroms - dazu gehören Aggressivität und Delinquenz - große Unterschiede zwischen Resilienten und Auffälligen festzustellen. Diese Unterteilung beibehaltend wurde in einem nächsten Schritt nach personalen und sozialen Ressourcen bei den einzelnen Jugendlichen gefragt. In einem Querschnittvergleich ergab sich folgendes Bild der Resilienten im Unterschied zu den Auffälligen: Sie zeigten sich in ihrem Temperament flexibler, aufgabenbezogener und nicht hyperaktiv, waren tendenziell intelligenter, hatten ein positiveres Selbstkonzept, erlebten sich als weniger hilflos, als selbstwirksamer und leistungsmotivierter. Sie neigten zu einem aktiveren und weniger vermeidenden Bewältigungsverhalten und hatten ein realistischeres Bild von der Zukunft. Sie verfügten häufiger über eine feste emotionale Bezugsperson außerhalb der Kernfamilie (z.B. Lehrer, Erzieher, Verwandte), hatten tendenziell ein größeres soziales Netzwerk und waren zufriedener mit der erfahrenen sozialen Unterstützung. Sie erlebten das Erziehungsklima im Heim als sozial-emotional positiver, z.B. offener, weniger konflikthaft und mehr durch Zusammenhalt gekennzeichnet. Sie hatten die institutionelle Situation psychisch besser angenommen und weniger Kontakt mit ihrem Vater (der bei dieser Klientel oft besonders schwierig ist). In der Schule waren die Resilienten erfolgreicher, hatten eine gute Beziehung zu den Lehrern und übernahmen häufiger soziale Aufgaben (vgl. Lösel et al., 1989, zit. nach Lösel u. Bender 1996, 55). Die Merkmalsausprägungen der Resilienten ähnelten denen einer unauffälligen Schülerstichprobe mit geringerem Risiko. Aus diesem Grund wird von Lösel die Bezeichnung "Superkids" abgelehnt (ebd.).

Zur Folgeuntersuchung zwei Jahre später waren noch 100 Jugendliche erreichbar. Etwa ein Drittel hatten inzwischen die Heime verlassen. Hauptsächlich wurde in dieser Untersuchung die Frage zu klären versucht, inwieweit die ursprüngliche Zuordnung zur Resilienten- bzw.

Auffälligen-Gruppe noch zutraf. Es wurde folgende Verschiebung festgestellt: Etwa ein Drittel der Resilienten-Gruppe zeigte Erlebens- und Verhaltensprobleme, während sich ein Drittel aus der Auffälligen-Gruppe positiv entwickelt hatte. Bei den größeren Anteilen jeder Gruppe - also zwei Drittel - waren stabile Entwicklungsverläufe und eine Gleichmäßigkeit im Vorhandensein bzw. Fehlen der Schutzfaktoren erkennbar. Daraus folgt für Lösel und Bender die These, dass die meisten der genannten personalen und sozialen Ressourcen auch eine prognostische Validität besitzen. "Jugendliche, die eine außerfamiliäre Bezugsperson hatten, mit der erfahrenen sozialen Unterstützung zufrieden waren, eine gute Beziehung zur Schule und zu den Lehrern hatten, sich nicht hilflos fühlten, einen aktiven und weniger vermeidenden Bewältigungsstil bevorzugten, ein flexibles und weniger impulsives Temperament aufwiesen und eine realistische Zukunftsperspektive besaßen, gehörten auch nach zwei Jahren zu den stabilen Resilienten (vgl. Lösel u. Bender 1996, 56)." Als wesentlich für stabile Resilienz wurde in dieser Studie eine "Leistung fordernde, strukturierende sowie an ethischen Normen und religiösen Werten orientierte Erziehung (ebd.)" neben dem positiven emotionalen Klima im Heim herausgearbeitet. Einer Halt und Struktur gebenden Erziehung kommt demzufolge eine große und vor allem längerfristige Schutzfunktion zu.

Ein Ergebnis der Studie ist der Nachweis, dass bestimmte Ressourcen nicht per se eine protektive Wirkung haben, sondern kontext- und individuumsabhängig sind. Jugendliche, die in Cliques eingebunden waren, blieben im Ausmaß ihres Problemverhaltens stabil. Das heißt für resiliente Jugendliche, dass die Gruppe der Gleichaltrigen eine Quelle der Unterstützung bleibt und zur Stabilisierung resilienten Verhaltens beiträgt. Das heißt für auffällige Jugendliche, dass die Gruppe zur Stabilisierung auffälligen Verhaltens beiträgt. Ein Rückzug aus einer Gruppe bzw. ein geringeres Eingebundensein erwies sich in diesem Fall als protektiver Faktor. Umgekehrt wurde für die ursprünglich als resilient eingestuften Jugendlichen eine fehlende Gruppenzugehörigkeit zum Risikofaktor, "der zu vermehrten Verhaltensproblemen führte (ebd.)."

Die dargestellten Studien weisen sowohl von ihren Erhebungsmethoden als auch vom Kulturkreis, in dem sie durchgeführt wurden, große Unterschiede auf. Gemeinsam ist diesen Untersuchungen das hohe Störungsrisiko, dem die Probandengruppen ausgesetzt waren und die

positiven Entwicklungsverläufe trotz der Lebenswiderigkeiten.

## 1.5 Zwischen Risiko und Schutz

---

Menschen, die riskanten Lebenslagen ausgesetzt waren, in dieser Zeit aber auf Schutz und Hilfe zurückgreifen konnten, können - bezogen auf diese Lebensphase - als resilient bezeichnet werden.

Aus einer sehr abgehobenen Perspektive ist es erlaubt, das Leben als eine Entwicklung zwischen den beiden Polen Risiko und Schutz zu umschreiben, der Resilienz-Begriff bekäme dabei - vielleicht im Sinne eines "goldenen Mittelwegs" - (s)eine Zuordnung, doch soll diese Sichtweise nicht vertieft werden, denn sie ist undifferenziert und wenig hilfreich für eine Auseinandersetzung.

Das Konzept von Risiko- und Schutzfaktoren "betont das dynamische Wechselspiel beider Einflussfaktoren in individuellen Biographien und sieht jede a-priori-Vorhersage von Risiko- und Schutzeffekten kritisch" (Opp u. Fingerle 2007, 13). Dem Bild vom Wechselspiel der Faktoren folgend, wird ersichtlich, dass es wenig sinnvoll ist, einzelne Risiken isoliert zu untersuchen.

Analog zum Krisenbegriff zeigt diese schlichte Lebensdefinition, dass der Begriff "Risiko" lebensbegleitend (geworden) ist.

Beck (1986) bezeichnet die moderne Gesellschaft als Risikogesellschaft. Moderne Formen der Lebensführung produzieren zivilisatorische Risiken (vgl. Opp u. Fingerle 2007, 9), jedoch sind diese Formen der Lebensgestaltung selbst Folgen eines erzwungenen Individualisierungsprozesses, der die Individuen dazu auffordert, "ihre eigene Biographie zu inszenieren, fortgesetzt riskante Entscheidungen zu treffen und individuell begründen zu müssen. Der mögliche Gewinn dieser Entwicklungen sind neue individuelle Selbstbestimmungsräume, die mit Leben gefüllt, die gestaltet werden müssen.

### 1.5.1 Schutzfaktoren

---

Die Frage nach Resilienz ist immer auch eine Frage des “Wie” der Krisenbewältigung. Resiliente Menschen scheinen konkrete Krisen in ihrem Leben erfolgreicher bewältigt zu haben als andere. Ein Ergebnis der Resilienzforschung ist die Anerkennung einer großen Flexibilität menschlicher Entwicklung und ein Verständnis für die normale als auch die psychopathologische Entwicklung (vgl. Lösel u. Bender 2007, 57). Resilienz und die damit verbundenen Risiko- und Schutzfaktoren können in den unterschiedlichsten Konstellationen auftreten und zu unterschiedlichsten Entwicklungsverläufen führen. So können verschiedene Bedingungen zu gleichem Verhalten führen (Equifinalität) und gleiche Bedingungen können unterschiedliches Verhalten zur Folge haben (Multifinalität) (ebd.).

Die herausgearbeiteten Schutzfaktoren nach Lösel und Bender stimmen mit den Ergebnissen der Kauai-Studie überein, trotz vielfältiger Unterschiede der kulturellen und zeitlichen Kontexte, trotz unterschiedlicher Erhebungsmethoden und trotz unterschiedlicher Risikolagen der untersuchten Menschen.

#### *(1) Emotional sichere Bindung an eine Bezugsperson.*

In Bezug auf eine Schutzfunktion kommt diesem Faktor eine grundlegende Bedeutung zu. Grundlegend deshalb, weil die Fähigkeit und das Eingehen einer Bindung zu einer nahe stehenden Person nicht nur Schutzfunktion, sondern auch Bedingung für das Entstehen resilienten Verhaltens ist. Eine stabile Beziehung zu einer Bindungsperson kann protektiv gegen andere Stressoren wirken. Das zeigte sich beispielsweise bei der Bewältigung familiärer Streitigkeiten (Rutter 1979, zit. nach Lösel u. Bender 1996) und multiplen Milieubelastungen. Anhand altersgemäßer Ablösungstendenzen lässt sich rückwirkend ablesen, ob eine Bindung tatsächlich sicher war.

#### *(2) Merkmale des Erziehungsklimas.*

Resiliente Kinder aus risikoreichen Milieus lebten im Vergleich zu nicht resilienten Kindern in Familien, die häufig etwas gemeinsam unternahmen, in denen das emotionale Klima herzlicher war, in denen aber auch feste Verhaltensregeln galten (vgl. Garmezy, zit. nach Lösel u. Bender 1996). Diese Familien wurden als anregender und organisierter beurteilt.

Wenn Familie als Unterstützung und Struktur gebende Instanz nicht zu Verfügung stand, erwies sich eine akzeptierende und an klaren Regeln orientierte Erziehung als entwicklungs- und damit resilienzfördernd.

### *(3) Soziale Unterstützung in und außerhalb der Familie.*

Das Vorhandensein von unterstützenden Familienmitgliedern, Verwandten, Lehrern, Erziehern, Freunden usw. ist (lediglich) eine Voraussetzung; resilientes Verhalten entsteht erst, wenn die Genannten als Unterstützer beansprucht werden. Kinder aus belasteten Familien (z.B. durch Scheidung oder einen psychisch kranken Elternteil) sind auf diese Art von Hilfe angewiesen. Ein Gradmesser für Resilienz ist hier, ob die Kinder und Jugendlichen die Unterstützungsangebote nutzen können. "Unterstützende Personen tragen nicht nur zur unmittelbaren Problemreduzierung bei, sondern sind zugleich Modelle für aktives und konstruktives Bewältigungsverhalten" (Lösel u. Bender 1996, 58).

### *(4) Temperamentsmerkmale.*

Angenommen wird, dass Temperamentsunterschiede angeboren sind. So wird zwischen Kindern mit leichtem und Kindern mit schwierigem Temperament unterschieden. Basierend auf dieser Annahme wurde festgestellt, dass Kinder mit einem schwierigen Temperament "häufiger Zielscheibe der elterlichen Kritik, Reizbarkeit und Feindseligkeit" (Rutter 1990, zit. in Lösel u. Bender 1996, 59) sind. Ein schwieriges Temperament wird besonders dann zum Risikofaktor, wenn die familiären Ressourcen nicht ausreichend sind, um eine Balance zu bewahren.

Resiliente Kinder zeigen dagegen aufgrund angeborener Dispositionen eine geringe Irritierbarkeit, ein gutes Anpassungsvermögen an Veränderungen und eine gemäßigte, vorwiegend positive Stimmungslage (vgl. Chess u. Thomas 1985, zit. nach Lösel u. Bender 1996). "Resiliente Kinder und Jugendliche weisen häufig ein Temperament auf, das die Interaktion mit der Versorgungsperson erleichtert und die Wahrscheinlichkeit von negativen Kettenreaktionen verringert" (Werner u. Smith 1982, zit. in Lösel u. Bender 1996).

### *(5) Kognitive und soziale Kompetenzen.*

Resiliente Kinder und Jugendliche zeigten in vergleichbaren Belastungssituationen mehr Empathie und emotionale Ausdrucksfähigkeit (vgl. Luthar 1991, zit. in Lösel u. Bender 1996) als ihre nicht resilienten Altersgenossen.

Die Schutzfunktion kognitiver Kompetenzen muss im Zusammenhang mit motivationalen Faktoren gesehen werden. Positive Schulleistungen zeigten beispielsweise auch dann protektive



Effekte, wenn sie nicht mit überdurchschnittlicher Intelligenz zusammenhängen. Es kann angenommen werden, dass sie als Quelle der Selbstbestätigung bewirkten, negative familiäre Erfahrungen zu kompensieren.

Die Wirkung von Leistungsorientiertheit ist ambivalent zu bewerten. Wird der Bogen der Leistungsbereitschaft überspannt, "kann ein übersteigertes Leistungsstreben auch zu Versagensängsten und psychosomatischen Störungen beitragen" (Holler-Novitzki 1994, zit. in Lösel u. Bender 1996).

*(6) Selbstbezogene Kognitionen und Emotionen.*

Mit einem positiven Selbstwertgefühl ausgestattet, erleben sich resiliente Jugendliche als weniger hilflos als nicht resiliente. Es wird vermutet, dass bei Gefühlen von Selbstwert und Selbstwirksamkeit Anpassungsversuche angeschoben werden, die bei Gefühlen der Hilflosigkeit ausbleiben. Kritische Ereignisse werden beispielsweise als weniger belastend wahrgenommen. Unter dieser Voraussetzung können Bewältigungsmechanismen in Gang gesetzt werden. Resilienz ist unter diesem Blickwinkel das Ergebnis eines erfolgreichen Anpassungsprozesses. Resiliente Menschen haben eine stärkere interne Kontrollüberzeugung. Auch hier muss auf die Zweischneidigkeit der Wirkung hingewiesen werden. Eine über die Maßen hohe interne Kontrollüberzeugung würde bei unkontrollierbaren Ereignissen nicht resilienzfördernd sein, sondern eher das Gegenteil bewirken. Es ist wichtig festzuhalten, dass bei allen genannten Schutzfaktoren das Maß der Ausprägung eine entscheidende Rolle spielt.

*(7) Erleben von Sinn und Struktur im Leben.*

Gestützt auf das Konstrukt des "sense of coherence" (Antonovsky 1987, zitiert in Lösel u. Bender 1996) wird der inneren Übereinstimmung eine zentrale Bedeutung für die Entwicklung von Resilienz beigemessen. Kohärenzsinn ist zu verstehen als eine "überdauernde Orientierung des Vertrauens, dass (a) die Reize und Anforderungen im Lebenslauf subjektiv strukturierbar, vorhersagbar und erklärbar sind (comprehensibility), (b) Ressourcen verfügbar sind, um sie zu bewältigen (manageability) und (c) die Anforderungen lohnende Herausforderungen darstellen (meaningfulness)" (Lösel u. Bender 1996, 60). Ethische und religiöse Wertorientierungen können ebenfalls sinnstiftend wirken und sind als eine Komponente dieses Schutzfaktors zu verstehen. Damit einher gehen häufig Betätigungen in prosozialen Gemeinschaften, die wiederum Unterstützung geben und Struktur vermitteln.

### 1.5.2 Zusammenfassende Aussagen

---

Mit den dargestellten Studien konnte empirisch der Nachweis erbracht werden, dass Kinder und Jugendliche in risikobehafteten Lebensumwelten fähig sind, die widrigen Umstände nicht nur auszuhalten und zu überstehen, sondern dass sie sich darüber hinaus psychisch gesund entwickeln. Soziale Ressourcen und die Chance einer positiven Beziehungsgestaltung in der Familie und deren Umfeld sind dabei wesentliche Schutzkomponenten.

Die Idee von schützenden Faktoren ist nicht statisch zu verstehen. Das heißt, sie sind nicht bei der einen Person ein für allemal vorhanden, und bei einer anderen fehlen sie für immer.

Schlussfolgernd ergeben sich daraus zwei Grundaussagen:

- Auch Resilienz ist nicht statisch aufzufassen.
- Resilienz ist kein Personenmerkmal.

Ausgehend von dem Bild eines komplexen Zusammenspiels von Risiko- und Schutzfaktoren können Aussagen getroffen werden über Bedingungen, “die zur Entwicklung spezifischer Störungen beitragen oder umgekehrt die Störungsentwicklung verhindern” (ebd.).

Ob und vor allem wie schützende Faktoren ihre Wirkung entfalten können, ist abhängig vom sozialen Kontext, vom Entwicklungsabschnitt der Person und von der Störungsform bzw. vom Ausmaß der Risikofaktoren. Das Zusammenspiel aller Komponenten und die sich daraus ergebenden Effekte sind zu beachten, wenn es darum gehen soll, resilientes Verhalten zu erkennen, Prognosen lassen sich jedoch auch daraus schwer formulieren.

Je nach Kontext, Entwicklungsstand und Risikolage können sich auf den ersten Blick schützende Faktoren ins Gegenteil verkehren. Die Anwesenheit des Vaters kann für die eine Person im konkreten Fall der Rettungsanker sein und Resilienz ermöglichen; in einem anderen Fall bei einer anderen Person ist es gerade die Anwesenheit des Vaters, die Resilienz unmöglich macht. Verbunden mit dem jeweiligen Entwicklungsstand ist auch eine zeitliche Dimension. Das, was sich heute als Resilienzfaktor herausstellt, kann morgen ein Risikofaktor sein (vgl. Hildenbrand 2008, 212).

Aus der Perspektive der Sozialen Arbeit ist zu betonen, dass mit Resilienz eine *relative* Widerstandsfähigkeit zu verstehen ist. Sie hängt entscheidend davon ab, ob und in welchem Maß soziale Ressourcen zur Verfügung stehen. Aus der außergewöhnlichen Fähigkeit resilienter Kinder und Jugendlicher darf also nicht geschlossen werden, dass institutionelle Hilfen unnötig

sind. Die Hilfestellungen durch Staat, Kommunen und Kirchen sind in der Gestaltung eines Rahmens zu sehen, der es Menschen ermöglicht, ihre je eigenen Ressourcen wahrzunehmen und auf die Unterstützungsangebote, die sich daraus ergeben, einzugehen.

Die Auflistung und Erläuterung der Schutzfaktoren ist nicht als Möglichkeit zu verstehen, das Resilienzkonzept in seiner Komplexität zu erklären, auch dann nicht, wenn auf die Doppelbödigkeit von Schutzfaktoren aufmerksam gemacht wird.

**Resilienz ist mehr als die Summe aller Schutzfaktoren.**

## 2 Biographie

---

Im ersten Teil der Arbeit wurde zu verdeutlichen versucht, dass Einzelaspekte - wie Schutz- und Risikofaktoren - hilfreich sind, sich dem Resilienzbegriff anzunähern und dass sie darüber hinaus eine ergiebige Diskussionsgrundlage für forschungstheoretische Auseinandersetzungen bieten. Nur durch Heranziehung der Einzelaspekte kann die Komplexität von Resilienz jedoch nicht erklärt werden.

Das Konzept der Biographie bietet sich an, sowohl als erklärendes Modell als auch als Möglichkeit zur Erfassung von Resilienz. “Das Konzept Biographie verhindert einen Einzelaspekte isolierenden Blick, weil hier immer die Gesamtgemengelage von biographischen Erfahrungen, Orientierungen und Deutungen im Mittelpunkt steht” (Kramer 2007, 87).

So ist konkret in dieser Arbeit das Konzept der Biographie als Instrument zu verstehen, mit dessen Hilfe dem Suchbegriff der Resilienz nachgegangen wird. Um ein Instrument richtig bedienen zu können, muss zunächst erklärt werden, wie es arbeitet, was es vermag und mit welchen Methoden die bestmögliche Spielbarkeit erreicht werden kann.

In Anlehnung an Ecarius (1998) und Hanses (2004) beschreibt Kramer Biographie als ein “sozialwissenschaftliches Konstrukt über die Geordnetheit und Strukturiertheit des jeweils individuellen Gewordenseins eines Subjektes im lebensgeschichtlichen Verlauf, inklusive der in diese Strukturiertheit eingehenden Auseinandersetzungen mit der sozialen Umwelt und der darin eingelagerten Lern- und Bildungsprozesse (also auch der Transformationen und

Wandlungen)“ (Kramer 2007, 83). Dieses Gebilde Biographie nimmt für sich in Anspruch, als eigenständige Dimension soziale Wirklichkeit zu erfassen. Das Konstrukt der Alltagswelt, welches die Lebensgeschichte eines Menschen in seiner Ganzheitlichkeit und mit seinem Spannungsmoment zwischen Individualität und Eingebundensein sieht, ist als Bestandteil des Biographie-Konzeptes zu sehen. Der sich aus diesem Spannungsmoment wechselseitig verschränkte Prozess von Individuierung und Vergesellschaftung (ebd.) folgt (s)einer eigenen Gesetzmäßigkeit. Biographie ist ein in Interaktion hervorgebrachter Prozess, der zudem noch von seiner Beschaffenheit her kontext- und milieugebunden ist.

Biographie hat zum einen eine zeitliche Dimension, zum anderen eine erfahrungsbezogene. Beide greifen wie Zahnräder ineinander und bilden Biographie. Das heißt, die je spezifische zeitlich geordnete Struktur von Erfahrung wirkt im Sinne einer Orientierungsfunktion auf das gegenwärtige Handeln ein (ebd.).

Bezugnehmend auf die Analyse moderner Gesellschaften von Beck (1986) und dem daraus hervorgegangenen Begriff der Risikogesellschaft kann gesagt werden, dass sich für das einzelne Subjekt der Zwang erhöht, “sich des Vergangenen, des Erfahrenen und des Gewordenen zu vergewissern” (Ecarius 1998, zit. in Kramer 2007, 83). Damit ist das Subjekt einerseits aufgefordert, “die Welt und sich selbst ohne stabile gleich bleibende Verhältnisse zu definieren” (ebd.), andererseits sich in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben zunehmend auf sich selbst zu beziehen. Dieser Prozess des Abgleichens von Selbst- und Fremddeutungen mit dem Lebenslauf und der individuellen Biographie wird **Biographisierung** genannt.

Im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse werden elementare Lebensentscheidungen verstärkt an die Biographie zurückverwiesen bei gleichzeitigem Rückzug der Abfederungsmöglichkeiten sozialer Kontexte. Marotzki (2002, zit. in Kramer 2007, 84) spricht in diesem Zusammenhang von **biographischer Arbeit** als gesellschaftliche Erwartung und als Versuch, die gesellschaftlichen Anforderungen und “jene einer gesteigerten Selbstbezüglichkeit biographieanalytisch zu thematisieren” (ebd.).

Biographische Arbeit heißt also Auseinandersetzung mit sich selbst. Diese Auseinandersetzung findet vor allem in Erzählungen statt. “Biographie liegt ... als erzählte Lebensgeschichte vor. Die Biographie wird durch Erinnern, Rekonstruieren und Erzählen erst hervorgebracht” (Hanses 2000, 364). Lebenserzählungen sind und geben Auskunft über die biographische Arbeit von Menschen. Mit den in ihnen enthaltenen Episoden umschließen sie das “Gesamtgemenge” der

Lebensgeschichte und das Eingebundensein in Interaktionsprozesse.

Biographische Arbeit zielt darauf ab, in lebensgeschichtlichen Erzählungen Kontinuität herzustellen, Sinn und Identität erkennbar zu machen (vgl. Ecarius 1998, zit. in Kramer 2007, 84).

Welche Bedeutung und welchen Nutzen haben die Konzepte "Biographisierung" und "biographische Arbeit" für die Resilienzdiskussion? Zunächst wird deutlich, dass sie eine Zunahme der spezifischen Anforderungen an die Lebensbewältigung implizieren. Damit verbunden ist ein selbstreflexiver Umgang mit dem eigenen Leben. Unterlegt man diese Aussage mit dem Autonomiebegriff, der zuvor bereits kurz dargelegt wurde, dann ist zu vermuten, dass biographisches Arbeiten als Möglichkeit verstanden werden kann, Autonomie (wieder) zu erlangen. Damit wäre auch gesagt, dass biographisches Arbeiten eine Quelle für Resilienz sein kann.

Charakteristisch für moderne Gesellschaften der Gegenwart ist eine Ausweitung biographischen Arbeitens. Das geschieht sowohl "von allein" aus eigener Motivation als auch flankierend durch pädagogische, sozialpädagogische oder therapeutische Unterstützung. Das Wegfallen traditioneller Vorgaben, Pluralisierung der Lebensformen und Individualisierungstendenzen können als Gründe dafür angenommen werden. Biographisches Arbeiten - also die Auseinandersetzung mit sich und seiner Geschichte - ist jedoch kein neues und weder ein pädagogisches noch ein therapeutisches Konzept - es gehört "konstitutiv zur Lebenspraxis" (Kramer 2007, 86). Es kann als "naturwüchsig vorhandene Fähigkeit des Subjektes" (ebd.) angenommen werden. Angenommen werden kann auch, dass in diesen Fähigkeiten des biographischen Arbeitens Ressourcen der Lebensbewältigung liegen.

Das biographische Gewordensein beschreibt Kramer als die Entstehung eines konkreten Verweisungs- und Sinnzusammenhangs, "der die Art und Weise des Selbstbezuges und den Orientierungsrahmen eines Subjektes für sein gegenwärtiges Handeln präformiert" (ebd.). Das heißt, handelnde Subjekte bewerten neue Lebenssituationen auf der Basis ihres individuellen Erfahrungsschatzes und werden in ihren Entscheidungen davon mitbestimmt. Gelebte Biographie besitzt also in jedem Fall ein Gewicht. In Bezug auf das Thema "Resilienz" ist zu fragen, ob dieses Gewicht förderlich oder blockierend in weiteren Krisensituationen wirkt.

Im folgenden Kapitel soll näher auf die "lebensgeschichtlich eingebetteten und nach

Lebenssituationen variierenden biographischen Wahrnehmungs-, Orientierungs-, Deutungs- und Steuerungsmuster” (Schütze 1981, zit. in Kramer 2007, 86) und auf die Prozessstrukturen des Lebenslaufes eingegangen werden.

## 2.1 Elementare Prozessstrukturen nach Schütze und ihre Bedeutung für das Resilienzkonzept

---

Die These von “elementaren Prozessstrukturen des Lebensablaufes” von Fritz Schütze soll im folgenden näher erläutert werden. Für das Thema dieser Arbeit erscheint sie interessant, weil sie mit den Begriffen “biographisches Handlungsschema” und “Verlaufskurve” zwei Pole anbietet, die auf den ersten Blick dazu geeignet sind, auf die Begriffe “Resilienz” und “Risiko” parallelverschoben zu werden. Eine differenzierte Betrachtung soll darüber Auskunft geben, ob das ohne weiteres möglich ist.

Elementare Prozessstrukturen sind nach Schütze in allen Lebensläufen mehr oder weniger stark zu finden. Zentral bei Schütze, der die Biographieforschung in Deutschland maßgeblich prägte, ist die Frage, “wie ein Subjekt eine Ereignisverkettung erfährt und ‘theoretisch’ verarbeitet, wie ‘persönliche Schicksale’ die Identität prägen” (Kramer 2007, 88). Ereignisse und Phasen sind eingebettet in einen konkreten Lebenslauf und erlangen erst durch das Zugeben von Subjektivität ihre biographische Bedeutung. Wichtig ist dabei die Trennung von äußerem Ereignisablauf und innerer Verarbeitung. Die Erfahrungshaltung des Subjektes gegenüber den Ereignisabläufen ist dabei entscheidend für die Konzeption der Prozessstrukturen. Voneinander zu unterscheiden sind vier Arten der erfahrungsbezogenen Haltung gegenüber Ereignissen:

- biographische Handlungsschemata
- institutionelle Erwartungsmuster
- die Verlaufskurve
- Wandlungsprozesse (ebd.)

Prozessstrukturen können als individuelles Ordnungssystem verstanden werden, nach dem Ereignisse und Phasen der Lebensgeschichte nach Erfahrungsprinzipien sortiert werden, sie sind jedoch nicht zu verstehen als Versuch, biographische Verläufe aus einer distanzierten theoretischen Perspektive zu homogenisieren.

*Das biographische Handlungsschema* beschreibt die Intention, aus der heraus der Biographieträger aktiv wird in dem Versuch, lebensgeschichtliche Vorhaben zu verwirklichen einschließlich der Annahme einer erwartbaren Reaktion des jeweiligen Gegenübers. Die Motivation dieser Prozessstruktur entspringt der Lebensgeschichte mit ihren individuellen Erfahrungen. Ebenso sind Ablauf und Ergebnis durch die subjektive Erfahrungshaltung vorgeformt.

Im Gegensatz dazu beschreiben *institutionelle Erwartungsmuster* normativ-sachliche Aspekte der Prozessstruktur. Charakteristisch ist der Bezug der Biographie auf gesellschaftliche Institutionalisierungsmuster, die als stabil angenommen werden. Vor dem Hintergrund beruflicher und familiärer Normalitätsannahmen gehören in diese Prozessstruktur die Erfüllung von Erwartungsschritten in den Bereichen Beruf und Familie (ebd., 89).

*Die Verlaufskurve* kennzeichnet eine Prozessstruktur, in der sich der Biographieträger weniger als Akteur, sondern eher als Betroffener und Aushaltender erlebt. Von lebensgeschichtlichen Ereignissen überwältigt, hat der Betroffene aus seiner subjektiven Sicht lediglich die Möglichkeit, auf die außerhalb seiner Kontrolle hereinbrechenden Ereignisse zu reagieren und seine Aufmerksamkeit auf die unmittelbare Lebensbewältigung zu richten. In der Verlaufskurve ist der Anteil der erlebten Fremdbestimmtheit dominant gegenüber den eigenen Aktivitätsimpulsen. Handlungskompetenzen und -kapazitäten sind geschwächt, der Zugang zum eigenen Selbst ist erschwert. Biographische Verlaufskurven folgen einer eigenen Logik, die nur unter hohen Kosten des Biographieträgers oder Beteiligter (professionelle oder nicht professionelle Helfer) vorzeitig bzw. endlich überwunden werden kann. Bei der Überwindung der Verlaufskurve geht es letztlich um die Rückgewinnung verlorengangener Autonomie.

Die Prozessstruktur der *Wandlung* ist als vierte Struktur zu betrachten, da sie einem eigenen Prinzip folgt. Eine Abgrenzung zu den drei anderen Prozessstrukturen ist unscharf, da auch ihnen Wandlungsprozesse innewohnen. Wandlungsprozesse sind als bedeutsam zu betrachten, da sie den Orientierungsrahmen der biographischen Struktur bilden. Das heißt, Wandlung im Sinne einer überraschenden Wende, einer unvorhergesehenen Freisetzung von kreativen Kräften kann als zur Biographie gehörend, angenommen werden.

Zusammenfassend sollen die Prinzipien, die in den einzelnen Prozessstrukturen wirken, genannt werden:

- |                                    |                                 |
|------------------------------------|---------------------------------|
| - Biographisches Handlungsschema   | - intentional - aktives Prinzip |
| - Institutionelle Erwartungsmuster | - normativ - sachliches Prinzip |
| - Verlaufskurve                    | - konditionales Prinzip         |
| - Wandlung                         | - kreatives Prinzip (ebd.)      |

Mit der Ablehnung der Homogenisierung wurde bereits angedeutet, dass es nicht darum geht, die Verschiedenheit von Lebensverläufen in Frage zu stellen und mit Hilfe der Prozessstrukturen Biographien nach einer bestimmten Ordnungsidee zu rastern. Es geht (im Gegenteil) gerade um die Anerkennung von Verschiedenheit in Lebensverläufen aufgrund unterschiedlicher Ursachen und Rahmenbedingungen.

Nach Schütze (vgl. Kramer 2007, 90) können Prozessstrukturen von verschiedener Tragweite sein. Prozessstrukturen können fließend ineinander übergehen und sie können in bestimmten Lebensphasen parallel zueinander auftreten. Beispielsweise kann die Struktur des biographischen Handlungsschemas in einen Verlaufskurvenprozess umschlagen, wenn die Reaktion des Gegenübers anders ausfällt, als vom Biographieträger erwartet. Unter Berücksichtigung der Ausdifferenzierung, Pluralisierung und Individualisierung von Lebensverläufen findet die Theorie der Prozessstrukturen häufig Anwendung bei der Analyse von Biographien. Dies liegt begründet in der Tatsache, dass sie nicht mit dem Begriff der Normalbiographie argumentiert und weil sie von ihrer Grundannahme her eine verstehende Haltung einnimmt.

Durch den Grad der Aktivität und durch bestimmte Erwartungsmuster des Biographieträgers gibt jede Prozessstruktur eine bestimmte Lebensstimmung wider (ebd.). Zwischen den beiden Strukturen des biographischen Handlungsschemas und der Verlaufskurve, die bei der biographischen Analyse als Gegenpole gehandhabt werden können, verhält sich das Individuum in seiner je biographischen Weise. Die Lebensstimmung, die sich zwischen den Polen Scham und Zufriedenheit, Bedrückung und Freude, Lebensentwertung (Misserfolg) und Lebensaufwertung (Erfolg) bewegt, gibt also Aufschluss über die Prozessstruktur in einer gegenwärtigen Situation. In einem biographieanalytischen Sinne kann mit ihrer Hilfe biographische Bewegung abgebildet werden. Hier ist auch der Anknüpfungspunkt zum Resilienzkonzent zu sehen. Über das aktuelle Verhältnis des Selbst zum Ereignisstrom und das Gewordensein dieses Verhältnisses kann resilientes von nicht resilientem Verhalten unterschieden werden, um darüber biographische



Schutz- und Risikofaktoren zu identifizieren, die weit von einer Generalisierung entfernt sind. Diese Herangehensweise drückt ein weiteres Mal die Überzeugung aus, dass Resilienz in einer biographischen Rückschau erkennbar wird (und dass sich daraus möglicherweise ein Erkenntnisgewinn für die je individuelle Zukunft ergibt) und nicht in einer prophylaktischen Intervention erzwingbar ist. Das Konzept der Resilienz kommt somit nicht ohne einen biographischen Zugang aus. Bezogen auf Soziale Arbeit heißt das: Wenn Resilienz ein nützliches sozialpädagogisches Konzept sein soll, dann gelingt das nur unter Einbeziehung der Biographie eines Hilfesuchenden. Erst das Einlösen dieser Forderung macht den Resilienz-Begriff brauchbar, sonst bleibt er ein Zauberwort.

Die auf den ersten Blick auffallenden Parallelen von biographischem Handlungsschema und Resilienzfaktor einerseits und Verlaufskurve und Risikofaktor andererseits sind kritisch zu hinterfragen. Zwar sind in beiden Fällen die Grenzen fließend (ein biographisches Handlungsschema kann in eine Verlaufskurve umschlagen und ein Riskofaktor kann unter bestimmten Bedingungen zum Resilienzfaktor werden), doch scheint es nicht sinnvoll, die aus unterschiedlichen Konzepten stammenden Begriffe auszutauschen. Aus einer pädagogischen Perspektive heraus könnte argumentiert werden, dass das Erkennen einer Verlaufskurve bzw. von Risikofaktoren zum Intervenieren im Sinne einer Vermeidung oder Schadensbegrenzung auffordern, biographisches Handlungsschema bzw. Resilienzfaktoren dagegen zu verstärken sind. Doch ist eine solche formelhafte Handhabung weder sinnvoll noch nützlich - sie haftet zu sehr an den Begrifflichkeiten und lässt die biographische Eigenlogik, die in jedem Fall mitwirkt, außer acht.

Mit einem biographieanalytischen Blick ist auf die Wandelbarkeit der Prozessstrukturen hinzuweisen. Das heißt, in der positiv besetzten Prozessstruktur des biographischen Handlungsschemas liegt immer die Gefahr des Umschlagens in eine Struktur des Getriebenwerdens, doch besitzt jede Prozessstruktur die Chance der Wandlung. Die Annahme der Veränderbarkeit von Prozessstrukturen spiegelt wider, dass Biographie als ein in Veränderung begriffener Prozess zu verstehen ist.

## 2.2 Möglichkeiten und Grenzen sozialpädagogischer Umsetzung

---

Für den Kontext der Sozialen Arbeit können aus dem Konstrukt der elementaren Prozessstrukturen verschiedene Aussagen abgeleitet werden, die dem professionellen Handeln zugrunde zu legen sind:

- Biographisches Arbeiten ist Arbeiten an einem konkreten Fall, das heißt am Einzelfall.
- Es geht dabei aus sozialpädagogischer Sicht zunächst um das Erkennen spezifischer Prozessstrukturen und der damit verbundenen Eigenlogik. Dieser Prozess der Rekonstruktion ist ein gemeinsamer Weg.
- Das Erkennen der Prozessstrukturen wird für den konkreten Hilfesuchenden erst nützlich, wenn für die Analyse seines bisherigen lebensgeschichtlichen Verlaufes eine Sprache gefunden wurde, die seiner Lebenswelt entspricht.
- Die Aufgabe für den Helfer in diesem Prozess ist es, eine verstehende Haltung gegenüber einer ihm fremden Biographie einzunehmen.
- Die Aufgabe für den konkreten Hilfesuchenden ist es, seine eigene Biographie zu verstehen als ein Verlauf, der bis in die Gegenwart einer individuellen Logik folgte.

Ein über das Prozessstrukturen-Konstrukt hinausgehendes Anliegen Sozialer Arbeit ist es, den Hilfesuchenden mittels der gewonnenen lebensgeschichtlichen Erkenntnisse zu befähigen, nicht den Mangel fortzusetzen, sondern stattdessen an den biographischen Ressourcen anzuknüpfen. Wenn diese Änderung der Perspektive, der Einstellungen und letztlich der Lebenshaltung dem Hilfesuchenden gelingt, dann kann gesagt werden, dass der vielzitierte und lebhaft diskutierte Paradigmenwechsel von einem defizitorientierten hin zu einem ressourcenorientierten Ansatz (im Einzelfall) vollzogen und beim Adressaten Sozialer Arbeit angekommen ist.

Voraussetzung für eine solche Herangehensweise im Rahmen Sozialer Arbeit ist die Bildung und Ausgestaltung der Beziehung zwischen Hilfesuchendem und Helfer, die nach Oevermann aus diffusen und spezifischen Beziehungsanteilen besteht (vgl. Kramer 2007, 93).

Desweiteren ist das Verfahren der Rekonstruktion als Methode sozialpädagogischer Intervention anzuerkennen. Durch Rekonstruktion und Aufdecken der spezifischen Eigenlogik einer Biographie entstehen jeweils eigene Wahrheiten. Lebenspraktische Interventionen können somit

nur gelingen, wenn sie sich daran orientieren und nicht nach scheinbar feststehendem Wissen vollzogen werden.

Mit dem Konzept der elementaren Prozessstrukturen von Schütze ist es möglich, den Eigenwert von Biographie als sozialwissenschaftliche Schlüsselkategorie zu erfassen (ebd. 94). Durch einen biographieanalytischen Zugang können Resilienz- und Risikofaktoren bestimmt werden, weil dieser Zugang ihr Gewordensein im Einzelfall abbildet. Erst “aus der konkreten biographischen Situation und der dort vorfindbaren fallspezifischen Konstellation von Faktoren” lässt sich rekonstruktiv herausarbeiten, “welche Faktoren im Hinblick auf eine etwaige Entwicklung als Risiko- und welche als Resilienzfaktoren zu bestimmen wären” (ebd.). Im Rückblick können auch Aussagen über die Veränderbarkeit und Widerstandsfähigkeit von herausgearbeiteten Faktoren in einer Biographie getroffen werden.

Biographieanalytischer Zugang im Kontext Sozialer Arbeit bedeutet also eine Orientierung am Einzelfall und die Wahl rekonstruktiver Verfahren, wie beispielsweise der Biographiearbeit. So wie die “Aufschließung von Motivierungskontexten” (ebd.) einer Biographie auf den Einzelfall bezogen ist, so gelten die sich daraus ergebenden Entscheidungen auch nur für den einen Fall. Jede Biographie als eine gelebte Möglichkeit des Umgangs mit Krisen und Belastungen zu betrachten, eröffnet den Blick hin zu übergeordneten Gültigkeiten, die in ihr liegen.

### 3 Die Suche nach Resilienz über einen biographieanalytischen Zugang

---

In diesem empirischen Teil der Arbeit geht es darum, die theoretischen Darlegungen der vorangegangenen Kapitel anzuwenden und damit zu prüfen, inwiefern sie für den konkreten Einzelfall nützlich sind. Der konkrete Einzelfall wird abgebildet durch ein biographisch-narratives Interview, welches zum Zweck dieser Arbeit durchgeführt wurde.

Wie erkenne ich anhand einer vorliegenden Lebensgeschichte Resilienz?

Reicht meine Wahrnehmung, dass mein Gesprächspartner, der mir in aller Offenheit sein Leben erzählt hat, in seinem letzten Lebensabschnitt bei zufriedenstellender Gesundheit ist und eine positive Einstellung zum Leben hat? Irgendetwas muss diese Einstellung ja bewirkt haben. Lässt dieses “irgendetwas” auf Resilienz schließen?

Reicht die Selbstaussage, es schwer gehabt zu haben, aber bei allen Härten nie den Glauben an Gott verloren zu haben? Wo kommt dieses zweifelsfreie Gottvertrauen her und kann ich daraus Resilienz ableiten?

Reicht es, Schutz- und Risikofaktoren zu identifizieren, sie anschließend einzeln zu addieren, um sie abschließend mengenmäßig zu vergleichen? Wie nahe komme ich damit der biographischen Wahrheit von Resilienz?

Resilienz ist wohl so komplex wie das Leben, in dem es zu finden ist, aber das ist auch keine zufriedenstellende Antwort, wenn es wichtig ist, durch Rekonstruktion einer Biographie Hinweise für Resilienz zu suchen und das dazu gehörige biographische “know how” herauszuarbeiten.

Kann ich am Ende meiner zielgerichteten analytischen Suche festlegen, ob ich eine resiliente Lebensgeschichte “entdeckt” habe oder nicht? Kann der Resilienz-Begriff bezogen auf eine Biographie generalisiert werden? Sollte nicht viel vorsichtiger formuliert werden, um zum einen den Begriff nicht zu überfordern und ihn zum anderen vom “Wortzauber” frei zu machen?

Zunächst werden mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben. Diese Fragen sind aber wichtig für die Diskussion des Konzeptes, weil sie zeigen, wie weitgefächert die Zugänge zum Resilienz-Begriff sind.

Biographieanalytische Zugänge eignen sich, Aspekte von Resilienz und resilientes Verhalten zu belegen, weil (nur) durch sie das Gewordensein sowohl von Biographie als auch Resilienz abgebildet werden kann. Nur anhand einer vorliegenden Lebenserzählung ist zu erkennen, welche biographische Disposition sich tatsächlich als resilienzfördernd erwiesen hat.

### 3.1 Biographietheoretische Vorannahmen

---

Psychische und soziale Phänomene - so die grundlagentheoretische Annahme der Biographieforschung - sind einerseits eingebettet in die Lebensgeschichte, andererseits in die Lebenserzählung. Gefragt wird, inwieweit sich diese Phänomene durch Rekonstruktion ihrer Entstehungsgeschichte erklären lassen (vgl. Rosenthal 2002, 134). Wichtig für die biographische Analyse ist das Wissen um die Differenz zwischen erlebter und erzählter Wirklichkeit.

Soziale Phänomene, die an die Erfahrung von Menschen gebunden sind und für diese eine biographische Bedeutung haben, sind im Gesamtzusammenhang der Lebensgeschichte zu interpretieren.

Nach Rosenthal (ebd.) ist es grundlegend wichtig für das Verständnis sozialer und psychischer Phänomene, wenn “wir ihre Genese - den Prozess ihrer Entscheidung, Aufrechterhaltung und Veränderung - rekonstruieren.” Das Verstehen und Erklären menschlichen Handelns ist möglich, wenn die Perspektive des Handelnden transparent ist. Das für die biographische Analyse wichtige Anliegen ist zu erfahren, was Menschen konkret erlebt haben, “welche Bedeutung sie ihren Handlungen damals gaben und heute zuweisen und in welchen biographisch konstituierten Sinnzusammenhang sie ihre Erlebnisse stellen” (ebd.). Aussagen und Haltungen von biographischen Erzählern über bestimmte Bereiche in deren Vergangenheit können nur verstanden werden, wenn sie eingebettet in den Gesamtzusammenhang des gegenwärtigen Lebens und der daraus resultierenden Gegenwarts- und Zukunftsperspektive interpretiert werden. Mit Hilfe von Fallrekonstruktionen können biographische Wendepunkte verdeutlicht werden (Interpretationspunkte), die zu einer Reinterpretation der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft führen. Interpretationspunkte (vgl. Fischer 1978, zit. in Rosenthal 2002, 135) können beispielsweise durch öffentliche Diskurse, durch Veränderung im Familiensystem oder durch biographische Wendepunkte hervorgerufen werden.

Biographieforschung nimmt somit die gesamte Lebensspanne in ihrer Genese als auch in ihrer Konstruktion aus der Gegenwart in den Blick. Deshalb ist es wichtig, bei der Erhebung und Auswertung erzählter Lebensgeschichte keine Einschränkung auf Teilaspekte oder einzelne Phasen der Biographie vorzunehmen. Eine Analyse einzelner Lebensphasen erfolgt erst, wenn die Struktur der gesamten Lebensgeschichte erfasst worden ist.

Eine wichtige Frage im Vorfeld einer biographischen Analyse lautet: Wie lassen sich Aussagen über die Vergangenheit machen, wenn die Erzählung gegenwartsgefärbt ist? Zur Klärung dieser Frage ist es sinnvoll, über das Verhältnis von Erleben, Erinnern und Erzählen nachzudenken.

Die gegenwärtige Lebenssituation bestimmt den Rückblick auf die Vergangenheit. Wird beispielsweise eine Biographin im hohen Erwachsenenalter aufgefordert, über ihre Kindheit (ohne den Hinweis auf besondere Belastungen und deren Bewältigung) zu erzählen, so wird diese Erzählung biographisch und individuell sein. In die Erzählung werden Erlebnisse und Haltungen einfließen, die nur von der Erzählerin (bewusst oder unbewusst) bestimmt werden. Worauf der

Erzählfokus gesetzt wird, welches Erzählthema den höchsten Aufforderungscharakter hat, ist nicht vorhersehbar, aber es ist von Bedeutung und alles andere als zufällig. Dieser Akt der thematischen Zuwendung wird Noesis (vgl. Husserl, zit. in Rosenthal 2002, 136) genannt. Bestimmte Erlebnisse bieten sich an, andere werden nicht aufgerufen. Die kompakte Erzählung, die sich in der Erinnerung darbietet, wird Noema genannt. “Die Gegenwartsperspektive bedingt also die Auswahl der Erinnerungen, die temporalen und thematischen Verknüpfungen von Erinnerungen und die Art der Darbietung der erinnerten Erlebnisse” (ebd.).

Die Bedeutung des Erlebten ist immer von Kontexten abhängig, das heißt, dass im Lebensverlauf neu erinnerte Vergangenheiten entstehen können, was besonders durch das Auftreten von Interpretationspunkten provoziert wird.

Erzählte Vergangenheit enthält immer konstruierte Anteile. Die Grenzen zwischen erlebter und erzählter Vergangenheit sind nicht zu bestimmen. Mögliche Widersprüche geben der biographischen Erzählung ihre konkrete, nicht wieder herzustellende Gestalt. Biographisches Analysieren heißt nicht, Ungereimtheiten aufzudecken, damit sich für den Interviewer ein Sinn ergibt, sondern den Sinn in den Ungereimtheiten und Brüchen finden. Das ist Fallverstehen.

Biographische Erzählungen werden von der Gegenwart bestimmt, diese Gegenwart jedoch ist das Produkt gelebter Vergangenheit.

### 3.2 Der Einzelfall und die Frage nach Verallgemeinerbarkeit

---

Innerhalb der Biographieforschung, die sich auf das Verstehen und Erklären einzelner Biographien konzentriert, wird Biographie als “Konstruktionsleistung des Subjektes” (ebd. 138) verstanden. Das heißt, im Akt der Sinnsetzung des Erzählers entsteht das Konstrukt “Biographie”. Das Stellen der Lebensgeschichte in einen Gesamtzusammenhang und ihre Rekonstruktion ist dabei von Interesse.

Für das Verstehen und Erklären (fremder) Biographien werden interpretative bzw. hermeneutische Verfahren angewendet. Ziel und Absicht ist nicht eine numerische Verallgemeinerung, sondern eine theoretische. Nicht das Summieren ähnlicher Fälle und Biographien steht im Mittelpunkt, sondern das Herausarbeiten einer Typik. Nicht der Einzelfall wird an einem entwickelten Standard gemessen, sondern der Einzelfall bildet seinen eigenen

Standard. “Bestimmend für die Typik eines Falles sind ... die Regeln, die ihn erzeugen und die die Mannigfaltigkeit seiner Teile organisieren. Die Wirksamkeit dieser Regeln ist ganz unabhängig davon, wie häufig wir ähnliche Regelsysteme in der sozialen Wirklichkeit finden” (ebd. 139).

Durch die Betonung des Einzelfalles wurde der Biographieforschung immer wieder eine Nähe und Ähnlichkeit zur Psychoanalyse unterstellt. Deshalb sollen die unterschiedlichen Forschungsfragen und -ziele knapp dargestellt werden.

Die Psychoanalyse erklärt den Zusammenhang von Lebensgeschichte und Krankheit als eine Verbindung von zwei punktförmigen Ereignissen: Das Auftauchen eines Symptoms im “Hier” steht in Beziehung mit einem “Dort” der früh angelegten Konfliktbearbeitung in der Kindheit. Biographische Forschung dagegen untersucht gezielt den ständig fortschreitenden Prozess des Werdens bestimmter Phänomene - wie z.B. Gesundheit und Krankheit - und versucht dabei, diese Phänomene in die Gesamtbiographie und ihrer Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft einzubetten.

Biographische Forschung hat nicht zum Ziel, pathologische Momente zu finden und für den Erzähler transparent zu machen, um einen Heilungsimpuls zu ermöglichen.

Biographische Forschung ist bemüht, zu beschreibende Phänomene in ein Gesamtbild zu integrieren, um sie verstehbar zu machen.

Psychoanalyse dagegen ist bemüht, zu bearbeitende Phänomene aus dem Gesamtbild zu isolieren, um sie zu verändern.

In den Analysen biographischer Forschung sind sowohl biographische Selbstdefinitionen von Individuen als auch Zuschreibungen, die von anderen Personen ausgehen, enthalten. Die Annahme einer lebenslangen Sozialisation als Wechselwirkung zwischen Fremddefinition und Selbstdefinition wird mit Hilfe der Biographieforschung empirisch belegt. Darüber hinaus wird die Sozialisationstheorie ergänzt durch die biographische Eigenlogik, von der in der Biographieforschung ausgegangen wird.

Biographische Erlebnisse und die Kommunikation darüber sind eingebettet in unterschiedliche soziale Szenarien. Dabei sind alltagsweltliche Zusammenhänge (wie z.B. Erlebnisse in der

Familie) von organisierten, institutionsabhängigen Kontexten (wie z.B. Erlebnisse im Berufsfeld) zu trennen. Welche subjektive Bedeutung konkreten biographischen Erlebnissen zukommt, hängt stark von den sozialen Szenarien und den damit vereinbarten Regeln ab. Die Regeln und die subjektive Bedeutungszuschreibung der Situation sind mitbestimmend für das, was der Erzähler thematisiert und was er auslöst. Mit Hilfe der erzählten Lebensgeschichte ist es möglich, „das Wechselverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft sowie die gegenwärtige Relevanz kollektiver Vergangenheit“ (ebd. 142) zu betrachten. Biographie - sowohl erlebte als auch erzählte - ist immer das Ergebnis der Wechselwirkung von individueller und gesellschaftlicher Entwicklung.

### 3.3 Das biographisch-narrative Interview als Methode der interpretativen Biographieforschung

---

Mit Hilfe des biographisch-narrativen Interviews wird die erzählte Lebensgeschichte eines Individuums erfasst. Diese Methode ermöglicht ein Verständnis für die Sicht des Einzelnen und für die Entstehung des spezifischen biographischer Gewordenseins. Im Mittelpunkt steht die Prozesshaftigkeit von Lebensverläufen und deren Analyse. Der Erzähler, als Experte seiner Lebensgeschichte, entwirft seine Biographie, die vom Interviewer nicht zu korrigieren oder zu beurteilen ist.

Die besondere Stärke dieses offenen Verfahrens liegt in der detaillierten Rekonstruktion eines Prozesses der Erfahrungsaufschichtung (vgl. Schäfer 1995, 29).

Für die Erhebung und Auswertung sind bestimmte Kriterien erforderlich. Es notwendig, gleichermaßen die Nähe zu den Handlungsabläufen, also zum Erlebten herzustellen, und zu den Deutungen des Erzählers in der Gegenwart. Durch Rekonstruktion sowohl der Gegenwartsperspektive als auch der in der Vergangenheit eingenommenen Perspektive des Erzählers ist es von Interesse, die unterschiedlichen Perspektiven herauszuarbeiten. Insgesamt soll durch die Methode des biographisch-narrativen Interviews ein Einblick in das Werden (Genese) und Gewordensein (sequentielle Gestalt) der Lebensgeschichte ermöglicht werden.

Der Erzähler bzw. Biograph wird zu Beginn des Interviews aufgefordert, seine



Lebensgeschichte ausführlich zu erzählen. Fritz Schütze, der diese Verfahren entwickelte, versteht unter der Erzählung die mündliche Darstellung eigener alltagsweltlicher Erfahrungen (ebd.). Es ist dabei wichtig, dass der Interviewer die Erzählaufforderung in keine bestimmte Richtung lenkt. Der einfache Erzählimpuls: „Erzähl mir dein Leben!“, ermöglicht das.

Die auf die Aufforderung folgende Haupterzählung wird nicht durch Detaillierungsfragen unterbrochen, sondern nur durch parasprachliche Äußerungen wie „mhm“, bei Stockungen in der Erzählung durch motivierende Aufforderungen zum Weitererzählen oder durch Blickkontakt unterstützt. Diese erste Phase ist (im besten Fall) ein langer Monolog des Erzählers, in dem dieser selbst bestimmt, was er erzählt, wie er es erzählt und in welcher Reihenfolge er es erzählt. Dem Interviewer kommt dabei die Rolle eines zugewandten Zuhörers zu, der sich lediglich Notizen macht, die für die weiteren Phasen bedeutsam sind.

An die Haupterzählung schließt sich der Nachfrageteil an. In einem ersten Schritt werden erzählgenerierende Fragen gestellt, die sich auf das bereits Erzählte beschränken.

Abschließend werden Nachfragen gestellt, die nicht vom Interviewten selbst ins Gespräch gebracht wurden, aber nach wissenschaftlichen Relevanzkriterien von Interesse sind.

Vor allem in der Haupterzählung gestalten die Biographen ihre Darstellung nach ihren Relevanzen und es wird deutlich, in welche Sinnzusammenhänge sie ihre Erlebnisse einbetten. „Über die Kognitionen, Gefühle oder Motive erfahren wir nicht losgelöst von der Hauptgeschichte, sondern sie sind eingebettet in die Erzählungen biographischer Erlebnisse“ (ebd. 143).

Erzählungen von erlebten Erfahrungen haben eine große Nähe zum konkreten Handeln und Erleben in der Vergangenheit.

Die erzählten Lebensgeschichten, die sich im biographisch-narrativen Interview entfalten, werden weniger nach Aspekten der sozialen Erwünschtheit sondern mehr nach Aspekten der individuellen Erwünschtheit gestaltet. Die Erzählung einer Geschichte ermöglicht die Annäherung an eine ganzheitliche Reproduktion des damals Erlebten. Dabei gehören das Weglassen und die Überbetonungen zur ganzen Geschichte.

Die Aufgabe des Interviewers ist es, einen Erzählrahmen zu schaffen, der dem Erzähler die Möglichkeit gibt, Erlebtes aufzurufen und nach außen zu bringen. „Während die Interviewten vielleicht am Anfang der Präsentation ihrer Lebensgeschichte noch überlegen, über welche

Bereiche ihres Lebens sie sprechen sollen oder wollen, lässt mit einsetzendem Erzählfluss diese Anstrengung deutlich nach. Die Erzählungen geraten zunehmend in einen Fluss von Erinnerungen, es tauchen Eindrücke, Gefühle, Bilder, sinnliche und leibliche Empfindungen und Komponenten der erinnerten Situation auf, die zum Teil nicht in die Gegenwartsperspektiven der Befragten passen und an die sie schon lange nicht mehr gedacht haben” (ebd. 143).

Biographisches Erzählen ist nicht nur Darbietung, sondern immer auch Reflexion. Die zeitliche Distanz, von der aus Erlebtes erzählt wird, ermöglicht eine Neubetrachtung der erinnerten Situation. Der größere zeitliche und damit emotionale Abstand zu biographischen Erfahrungen ist es auch, der eine Reintegration von bisher ausgeklammerten, nicht erinnerten Erlebnissen zulässt und damit einen Sinn für den biographischen Gesamtzusammenhang schafft.

Die Analyse eines biographisch-narrativen Interviews erfolgt rekonstruktiv und sequenziell. Rekonstruktiv meint, dass die Bedeutung einzelner Passagen aus dem Gesamtzusammenhang zu erschließen ist. Unter sequenziellem Vorgehen ist die Interpretation kleiner Texteinheiten entsprechend ihrer Entstehungsabfolge zu verstehen. Bei der Analyse ist zu untersuchen, in welcher Reihenfolge und in welcher Textsorte (Erzählung, Argumentation, Beschreibung) der Erzähler seine biographisch relevanten Erlebnisse repräsentiert und wie sich einzelne biographische Erfahrungen in der erlebten Geschichte chronologisch aufgeschichtet haben. Es geht also sowohl um die Aufschlüsselung der Genese der erlebten Biographie als auch um die Aufschlüsselung der Genese der Darstellung in der Gegenwart. Wichtig ist, in getrennten Analyseschritten den beiden Ebenen der erzählten und erlebten Lebensgeschichte nachzugehen. Ziel der Rekonstruktion ist das Herausarbeiten der biographischen Bedeutung des in der Vergangenheit Erlebten und das Ergründen der Bedeutung der Selbstpräsentation in der Gegenwart. Von analytischem Interesse ist auch die Frage, warum bestimmte biographische Erlebnisse in bestimmten Textsorten präsentiert werden.

Das mehrschrittige analytische Vorgehen ist für den Interviewer deshalb so wichtig, weil damit eine vorschnelle Hypothesenbestätigung der Forschungsfrage vermieden wird. Ziel und gleichzeitig Bedingung für die Auswertungsarbeit des Interviewers ist es, offen zu werden “für andere Lesarten auf der Ebene der erlebten Lebensgeschichte” (ebd. 145). Mit Hilfe der Analyseschritte wird es möglich, das Verhältnis von erlebter und erzählter Lebensgeschichte zu erhellen.

Erst nach Abschluß der Fallrekonstruktion geht es um die Bearbeitung der im Vorfeld gestellten Forschungsfrage und um die Erklärung der sozialen und psychischen Phänomene, die mit ihr zusammenhängen. Die Beantwortung der Fragestellung und der konkrete Fall bzw. die konkrete Biographie bilden die Grundlage für das analytische Erkennen eines Typus', der nicht nur die "Oberflächenphänomene" (ebd. 146) beschreibt, sondern auch den biographischen Verlauf, der zu dieser Darstellung führt.

Mit der biographischen Fallrekonstruktion und der damit verbundenen verstehenden Haltung wird versucht, "etwas" sichtbar zu machen. Es geht um das Erklären und Beschreiben individueller Entwicklung, die nicht losgelöst betrachtet werden kann von gesellschaftlicher Entwicklung. Die Komponente der biographischen Eigenlogik und das Begreifen derselben trägt zur Vervollständigung des konkreten Bildes bei und ermöglicht ein Verständnis der biographischen Frage, wie es dazu kam?

Subjektives Erleben und gesellschaftliche Rahmenbedingungen sind immer konkret und immer anders. Gerade deshalb ist es wichtig, sie näher zu betrachten, ihr Verhältnis zu beschreiben und ihre Entwicklung nachzuvollziehen. Dies dient sowohl einem individuellen Erkenntnisgewinn als auch dem Versuch, Gesellschaft zu beschreiben. Biographische Fallrekonstruktion ist ein analytischer Zugang, der - ausgehend vom Einzelfall - das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft (um das es letztlich in der Sozialwissenschaft geht) beschreibt, erklärt und zu verstehen versucht.

### 3.4 Datenerhebung

---

Das biographisch-narratives Interview wurde aus methodischen Gründen zeitlich vor die theoretische Bearbeitung des Resilienz-Themas gesetzt.

Mit der Vorvermutung, mit Hilfe der Analyseschritte auf Resilienz zu stoßen, wurde die Biographin bewusst von mir ausgewählt. Mit ihrer Bereitschaft zur Teilnahme am Interview konnte ein Termin und ein Ort vereinbart werden.

Um eine intensive Vorbereitung seitens der Biographin zu vermeiden, wurde der Termin sehr

zeitnah zu ihrem Einverständnis realisiert. Aus methodischen Gründen war es wichtig zu verhindern, dass die Interviewte anhand eines Stichwortzettels ihre Lebensgeschichte in der chronologisch richtigen Reihenfolge erzählt oder Photos und andere Zeitdokumente zur Illustration heranzieht. Ihr Wunsch war es, in ihrer eigenen Wohnung interviewt zu werden.

In einem kurzen Gespräch vor dem Interview wurden die Rahmenbedingungen geklärt, die der Sicherheit beider Partner dienten und einen ungestörten Ablauf möglich machten:

- Die Erzählerin erklärte mit ihrer Unterschrift ihre Bereitschaft zur Durchführung eines biographischen Interviews (vgl. Anhang).
- Die Interviewerin sicherte Anonymität und die Verwendung des Materials für nur wissenschaftliche Zwecke zu.
- Die Verwendung eines Diktiergerätes wurde begründet und akzeptiert.

Hinweis: Die im folgenden kursiv geschriebenen Textpassagen sind Zitate aus der Transkription (vgl. Anhang) mit Angabe von Seite und Zeile(n).

Nach der Vorstellung und kurzen Erläuterung des Themas dieser Arbeit, wurde die Erzählerin mit folgendem Stimulus aufgefordert: *“ Ich freue mich, dass du dich darauf einlässt, mir dein Leben zu erzählen. Du weißt ja, ich schreibe eine Diplomarbeit, in der dein Leben eine wichtige Rolle spielt, aber ich bin auch persönlich interessiert an deiner Biographie und besonders interessiert mich, mit welchem Blick du heute auf dein Leben schaust und in welchem Licht du die Geschichte und die Geschichten, die dazugehören, heute siehst ... .Die Reihenfolge deiner Darstellung bestimmst du allein. Alles ist wichtig, auch die Details, die dir beim Erzählen einfallen. ... Und nun fange bitte an” (1/1-14)!*

Die Haupterzählung, die sich daraufhin entfaltete, wurde kaum unterbrochen, lediglich durch *“mhm”* und *“Ja”*. Pausen wurden ausgehalten, eine interessierte Zugewandtheit wurde durch Blickkontakt und Körperhaltung ausgedrückt. Die Haupterzählung geht über in den erzählgenerierenden Nachfrageteil, woraufhin sich nochmals ausführliche Narrationen anschlossen. In der letzten Phase des Interviews wurden Nachfragen gestellt, die mit dem Thema der Arbeit in Verbindung stehen. Es wurde dabei nicht explizit nach Resilienz gefragt. In dem Versuch, eine verständliche Sprache zu finden, wurde nach Bewältigung gefragt, das heißt konkret: *“Nun frag ich mich, Anna, bei all den Härten, die du erlebt hast, wie du so eine*

*Lebenslust hast ...” (29/ 5-6)?*

Zum Abschluss des Interviews erhielt die Biographin die Gelegenheit, ihre Darstellung abzurunden und selbst einen Schlusspunkt zu setzen: *“Also, ich will mal sagen: Mein Leben war schön. Ich hab ‘ne schöne Ehe gehabt. Und ... Gott hat mich geführt. Das ist das beste”* (36/ 13-14).

Die Tonbandaufzeichnung wurde in einem weiteren Schritt transkribiert (vgl. Anhang). Alle personenbezogenen Anhaltspunkte, Namen oder Orte wurden bis zur Unkenntlichkeit abgekürzt bzw. verfremdet. Nach Fertigstellung der Transkription wurde die Tonbandaufzeichnung gelöscht. Im Anschluss an das Interview wandte sich die Biographin mit der Bitte an mich, noch etwas “richtig stellen zu wollen”. Im Nachhinein seien ihr biographische Sachverhalte eingefallen, die in ihrer Erzählung nicht erwähnt wurden. Ich bat sie, damit zu warten, bis sie die Textfassung ihrer Erzählung gelesen habe. Sie war einverstanden. Nach dem Lesen des Transkripts kam sie zu dem Schluss, dass ein Nachtrag in Form eines Interviews nicht nötig sei. Diese Episode zeigt, dass die Aufforderung zum biographischen Erzählen einen Prozess in Gang gesetzt hatte, der weder zeitlich noch vom Grad der Verarbeitungsintensität her zu übersehen war. Es ist zu vermuten, dass die im Verborgenen bleibende individuelle Erinnerungsarbeit der Biographin eine ebensolche Bedeutung für die neue Sinnsetzung in einen komplexen Lebenszusammenhang hat wie das Interview, durch welches die Erinnerungsarbeit angestoßen wurde. Mit der Annahme, dass sich die Integration an den Rand gedrängter Erfahrungen in den biographischen Gesamtzusammenhang stabilisierend auf eine Person auswirkt, kann der Erinnerungsarbeit ein heilender Aspekt zugesprochen werden.

### 3.4.1 Zusammenfassende Biographie

---

Nach Fertigstellung der Transkription wurden markante biographische Daten in gestraffter Form chronologisch geordnet. Die zusammenfassende Biographie hat die Funktion, eine Übersicht herzustellen.

- Die Erzählerin Anna wird als erstes Kind ihrer Eltern **1936 in einem kleinen Dorf in Sachsen geboren.**
- Ihr **Vater** wird **1940 in den Krieg** eingezogen. Er kommt in großen Abständen nach Hause, das letzte Mal im November 1943.
- Auf dem Hof bleiben in ärmlichen landwirtschaftlichen Verhältnissen Anna, ihre Mutter und ihre Großmutter, die Mutter des Vaters.
- Ein **französischer Gefangener**, der in regelmäßigen Abständen zum Helfen auf den Hof kommt, beginnt ein **Liebesverhältnis mit Annas Mutter.**
- Als die **Mutter ein Kind** von dem französischen Gefangenen **erwartet**, werden beide zu unterschiedlich hohen **Gefängnisstrafen** verurteilt.
- Die Spur des französischen Soldaten verliert sich auf der Festung Königsstein.
- **Zur Geburt** des Mädchens Gerda 1944 **bekommt die Mutter Haftverschonung**, darf zu Hause entbinden, muss anschließend aber ihre restliche Strafe absitzen.
- Der acht Wochen alte Säugling wird am Bahnhof einer Fürsorgerin übergeben.
- Während der Zeit der Inhaftierung der Mutter lebt **Anna bei der Großmutter**, die sie als gute, aber dreckige Frau erlebt.
- **Von ihrem Umfeld, vor allem von Gleichaltrigen, wird Anna** wegen ihres familiären Makels **abgelehnt**. In dieser Zeit ist ihr einziger Halt eine ältere Frau, die ihr morgens vor der Schule die Haare kämmt und die auch sonst auf eine ordentliche Erscheinung bei Anna achtet.
- Als die **Mutter 1945** mangelernährt und verbraucht **aus dem Gefängnis** (gelaufen) kommt, will sie als erstes ihre weggegebene Tochter wieder zu sich holen. Das gelingt zunächst, doch das auffällig traurige Verhalten des anderthalb Jahre alten Kindes bewegt die Mutter dazu, es von der Pflegemutter wieder holen zu lassen. **Das Mädchen wird zur Adoption freigegeben.**
- Zwischen den Halbschwestern entwickelt sich kein geschwisterliches Verhältnis.
- Der im Krieg gebliebene **Vater wird 1950** von der Familie **für tot erklärt**. Das Todesjahr wird auf 1944 festgelegt.
- Großmutter, Mutter und Anna leben von ihren landwirtschaftlichen Erträgen.
- **1950 beendet Anna die Schule**, kann die erwünschte Lehre nicht beginnen, weil die Mutter sie drängt, zu Hause zu bleiben.

- Außerdem wird **Anna von ihrer Mutter aufgefordert, sich schnell einen Mann zu suchen**, was sie auch tut.
- **Anna heiratet ihre erste Liebe Arthur**, einen Flüchtling.
- **Mit einem Mann** auf dem Hof, **geht es bergauf** und die Familie gelangt langsam zu einem bescheidenen Wohlstand.
- **Die Großmutter stirbt** in den 50er Jahren.
- **Zwei Kinder** werden in den 60er Jahren geboren.
- Arthur arbeitet in einer Ziegelei.
- Anna bewirtschaftet die Plantage, die zum Hof gehört.
- **Das Ehe- und Familienleben ist** ausgesprochen **harmonisch**. Die Familie leistet sich gemeinsame Urlaube und ihr erstes Auto. Anna macht den Führerschein. Die baulichen Veränderungen am Haus werden fast ausschliesslich von Arthur übernommen.
- **1972 meldet sich die Tochter Gerda**. Sie lebt in Westdeutschland und bittet um ein gemeinsames Treffen.
- **Gerda kommt** mit ihrem Mann und ihrem Sohn **nach Ostdeutschland**. Dieses erste Zusammentreffen bleibt in guter Erinnerung.
- Der Kontakt dünnt jedoch wieder aus und Anna hat das Gefühl, zu gewöhnlich für die feinen Leute zu sein.
- Als die **Mutter 1990** nach langer pflegeintensiven Zeit **stirbt**, kommt Gerda nicht zum Begräbnis.
- Über ihren Rechtsanwalt bittet Gerda einige Zeit später um ihren Erbschafts-Pflichtteil, der ihr jedoch nach DDR-Recht nicht zusteht. Daraufhin **bricht der Kontakt ganz ab**.
- Als Annas und Arthurs Kinder ihre eigenen Familien gründen, **genießt das Ehepaar viele schöne Jahre zu zweit**. Gemeinsame Reisen und bauliche Verschönerungen prägen diese Zeit.
- **2005 stirbt Arthur** nach kurzer Krankheit.
- **Für Anna ist der Verlust unermesslich**.
- **Sie teilt ihre Trauer** ihrem Umfeld **mit**, sucht Kontakt und Aktivität.
- **Durch eine Annonce lernt sie einen neuen Partner kennen** und pflegt seitdem eine zwanglose Beziehung zu ihm.
- Ein großer **Blumenstrauß** auf dem Familiengrab kann nur **von Gerda** sein.

- **Anna** schreibt einen Brief und **bedankt sich**.
- **Sie wartet auf eine Antwort**.

### 3.4.2 Die Hypothese als Grundlage der Auswertung

---

Die gesicherten Daten (die Textfassung des Interviews) bilden die Grundlage, auf welcher die im theoretischen Teil erarbeiteten Hypothese geprüft werden soll. Das aus den familiären Daten erstellte Genogramm (vgl. Anhang, Abbildung 1) wurde zusammen mit der Biographin vervollständigt. Es dient dazu, die Stellung der Biographin in ihrem Familiensystem und in der Familiengeschichte sichtbar zu machen. In der Biographieforschung können Genogramme unterstützend hinzugezogen werden.

Die zu prüfende Hypothese lautet: **Krisen im Lebenszyklus fordern Bewältigung. Resilientes Verhalten eines Individuums ist, wenn bei der Bewältigung normativer Krisen auf tragbare generationale Bewältigungsmuster zurückgegriffen werden kann und wenn das sich daraus ergebende steuernde Schema so beweglich und offen ist, dass beim Auftreten nichtnormativer Krisen unter dem Kriterium des Gelingens neue Muster der Krisenbewältigung zugelassen werden können.**

### 3.5 Auswertung der erhobenen Daten

---

Dem Konzept der Resilienz folgend und den im theoretischen Teil erarbeiteten Aussagen erfolgt die Auswertung problemorientiert hinsichtlich der biographischen Bewältigungsmuster. „Problemorientierung“ heißt also in diesem konkreten Fall „Ressourcenorientierung“. Es geht weniger um die Suche nach Brüchen in der vorliegenden Biographie (die zweifellos auch zu finden wären), als um das Herausfinden von Mustern, die auf der Idee von Resilienz gründen. Es ist wichtig klarzustellen, dass die Analyse eines einzelnen biographisch-narrativen Interviews nicht den Anspruch erhebt, repräsentativ zu sein. Es geht darum, die Spezifik eines Falles zu beschreiben und dabei besonders die individuelle Art des Umgangs mit biographischen Krisen



und Belastungen zu rekonstruieren. Neben der Bedeutung, die biographisches Erzählen für den Biographen selbst hat, eröffnet der Einzelfall als Möglichkeit das in ihm liegende Allgemeine.

In der ersten qualitativen Inhaltsanalyse werden die drei folgenden Unterpunkte näher untersucht:

- Rahmung der Erzählung (3.5.1.1)
- Belastungen und deren Bedeutungszuschreibung (3.5.1.2)
- Fremdbestimmung und Schlussfolgerungen hinsichtlich des Autonomiebegriffs (3.5.1.3).

Die folgenden Fragen wurden in die Auswertung einbezogen. Sie liegen allen drei Punkten gleichermaßen zugrunde:

- Was kommt mir beim Lesen entgegen?
- Kann ich die Leseindrücke mit Inhalten belegen?
- Stehen die inhaltlichen Belege in einem Zusammenhang mit dem Begriff der Resilienz?

Die inhaltsanalytische Auswertung als methodisch kontrolliertes Verfahren bezieht auch quantitative Methoden in die ansonsten qualitative Analyse ein. Durch Zusammenfassen, Explizieren und Kategorisieren entsteht eine Systematik des zu analysierenden Materials. Die qualitative Inhaltsanalyse einer vertiefenden Untersuchung vorzulagern erschien wichtig, weil damit eine empirische Annäherung an den Resilienz-Begriff erleichtert wurde.

Der zweite Teil der Auswertung lehnt sich an das Vorgehen der biographischen Fallanalyse von Rosenthal und Fischer-Rosenthal (2000). Modifiziert und vereinfacht werden auf den einzelnen Ebenen folgenden Fragen nachgegangen:

- 0. Ebene - **die Wahrnehmung** des Interviewers unmittelbar nach dem Interview
- 1. Ebene - **Was** hat der Biograph erlebt? Was erzählt er?
- 2. Ebene - **Wie** wird das Erlebte erzählt?
- 3. Ebene - **Warum** wird das Erlebte gerade so präsentiert?

Die Schritte bzw. Ebenen der vertiefenden Auswertung werden im folgenden näher erklärt.

0. Die Wahrnehmung des Interviewers bzw. Lesers unmittelbar nach dem Interview:

Es ist wichtig, sich die Gefühle und Eindrücke zu verdeutlichen, die ein durchgeführtes Interview bzw. das Lesen eines Interviewtextes hinterlassen. Als Interviewer und Leser nehme ich eine professionelle (d.h. eine gleichermaßen emphatische und distanzierte) Haltung ein, weiß aber um meine eigenen Anteile, die jede erzählte oder gelesene Biographie verschieden zum Klingen bringt. Eigene Irritationen können ein Hinweis auf biographische Felder sein, die vertiefender zu betrachten sind.

Dieser Schritt dient dazu, die ersten Impulse “abzulegen” und wieder eine Distanz herzustellen und damit die weitere Auswertung nicht von der Person des Auswerters abhängig zu machen.

1. Das Erlebte - die sequentielle Analyse biographischer Daten:

Unter Einbeziehung zeitgeschichtlicher Hintergründe wird die biographische Entwicklung anhand der Lebenserzählung dargestellt. Es geht nicht primär darum, die ungeordnete Geschichte in eine chronologische Ordnung zu bringen, sondern vielmehr darum, das Gewordensein des Erzählers zu rekonstruieren. Dazu gehören beispielsweise das Nachbilden des Milieus, in dem sich der Erzähler aufhält und das Herausarbeiten der damit verbundenen moralischen Werte. Die Bedeutung, die konkreten biographischen Ereignissen in konkreten gesellschaftlichen Kontexten vom Erzähler verliehen wurde, ist festzuhalten. In diesem Schritt werden Hypothesen formuliert, die nach der subjektiven Bedeutung des Erlebten in seinen historischen Zusammenhängen fragen.

2. Das Erzählte - die thematische Analyse biographischer Daten:

Die spezielle Art (das “wie?”), in der eine biographische Episode oder lebensgeschichtliche Zusammenhänge erzählt werden, gibt Aufschluss über die Bedeutung, die der Erzähler ihnen heute beimisst.

Wählt der Erzähler ein Eingangsthema, so ist zu untersuchen, inwieweit dieses Thema erzählbestimmend ist. Anhand thematischer Felder werden Textsequenzen gebildet. Die in der Erzählung entstehenden Widersprüche weisen auf biographische Brüche hin, die rekonstruiert werden.

### 3. Der Grund des Erzählens - die Kontrastierung:

Warum sind dem Biographen gerade die in ihrer besonderen Weise erzählten Erlebnisse so wichtig, präsentiert zu werden? Welche Funktion haben die erzählten Episoden für das entstandene biographische Gesamtbild? Durch den Vergleich der Schritte 1 und 2 und die Auswahl von Textstellen können Hypothesen geprüft werden und damit eine Anknüpfung an die Forschungsfrage erfolgen.

#### 3.5.1 Qualitative Inhaltsanalyse des biographischen Interviews

---

Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (1993, zit. nach Schäfer 1995, 39) soll eine Systematik der Interviewdaten ermöglichen. Durch Auswählen, Bündeln und Abstrahieren von Aussagen gelangt man zu paraphrasierten Daten. Die Erläuterungen dienen der Erweiterung des Verständnisses einzelner Textstellen. Das gebildete Kategoriesystem mit den dazugehörigen Textstellen dient einer typisierenden Strukturierung, die markante Ausprägungen im konkreten biographischen Fall beschreiben. Die im folgenden näher untersuchten Punkte kristallisierten sich als relevant für die Analyse heraus. Außerdem erschienen sie hilfreich für die Prüfung der Hypothese. Aufgrund der Spezifik jeder einzelnen Biographie sind diese Punkte nicht übertragbar auf andere zu analysierende Biographien. Sie gelten nur für den konkreten Einzelfall.

##### 3.5.1.1 Rahmung

---

Auffällig ist die Rahmung, welche die Biographin ihrer Lebensgeschichte gibt. Das Einstiegsmotto ist gleichzeitig das Abschlussmotto, und es durchzieht die Erzählung wie ein Thema mit Variationen.

Einstieg: *“Ja, wie soll ich anfangen? Rückblickend könnt ich sagen, ich blicke trotz aller ... schweren Sachen, was man so durch hat, Erlebnisse, also man hat Berg und Tal erlebt, blick ich*

*dankbar auf mein Leben zurück, ... und ich muss am Anfang auch gleich sagen, dass mich Gott geführt hat, ...* (1/ 16-19)

Wiederkehr des Themas: *“Wenn ich da meinen Glauben nicht gehabt hätte.”* (26/ 15)

Abschluss: *“Also, ich will mal sagen: Mein Leben war schön. Ich hab ‘ne schöne Ehe gehabt. Und ... Gott hat mich durchgeführt. Das ist das beste.”* (36/ 13-14)

Dieser starke Glaubensbezug kann ein Hinweis sein auf den unter 1.5.1 erläuterten Schutzfaktor “Erleben von Sinn und Struktur im Leben”. Durch die Wiederholung des Themas wird die zentrale Bedeutung für das Leben der Biographin deutlich. *“... trotz aller schweren Sachen, was man so durch hat ...”* behält das in ihr Leben hineingeholte Gottesbild eine sinngebende und strukturierende Funktion. Auf die Frage: *“Warst du ooch manchmal zornig auf Gott in deiner Trauer?”* (29/ 2) antwortet die Erzählerin: *“Nu ja, ooch manchmal. Warum is mir das passiert, warum ich? Warum ich? Ja. Das kommt. Die Frage Warum kommt. Ja.”* (29/ 3-4) Erkennbar ist eine Haltung, die Klage und Zorn einbezieht, nicht aber den Zweifel an “Gottes Führung”.

Ganz besonders in belastenden Erinnerungen wird der Glaube als Ressource sichtbar und erzählbar: *“Und ich muss sagen, ooch ganz besonders in der schweren Zeit. Da hat mich das geprägt. Da hab ich wieder Halt gefunden, wenn ich da keen Glauben gehabt hätte, ich weeiß nich ...”* (28/ 40-42). Sichtbar wird auch, dass die Ressource Glaube einen starken Bezug zum Alltagsleben der Erzählerin hat, also nicht als exklusive oder theoretische Größe verstanden wird: *“Ich muss immer wieder sagen: Ich hab Kraft aus’m Glauben geschafft. So ... und da lach ich ooch mal wieder. Auch, wenn ich mal traurig bin.”* (29/ 16-17)

Nach dem Grund bzw. den Wurzeln ihrer religiösen Wertorientierung befragt, erklärt die Biographin wenig wortreich: *“Na ja, christlich waren wir immer schon.”* (27/ 46) Es erschließt sich hieraus zwar nicht die generationale Weitergabe von Bewältigungsmustern, jedoch die generationale Weitergabe von Werten, die als Grundlage für die Entstehung von Bewältigungsmustern verstanden werden können. Die Erzählerin wählt eine knappe aber präzise Sprache bei diesem Thema. Ein glühendes Bekenntnis ist im ganzen Interview nicht zu finden. Daraus lässt sich vermuten, dass der Glaube und das Gottesbild eine basale Komponente im Leben der Erzählerin ist, die keinem Begründungszwang unterliegt und keine Argumente nötig machen.

Beim Erzählen über die politische Einstellung der Familie im nationalsozialistischen Deutschland schimmert durch, dass auch hier das Glaubens-Thema eingesetzt wird, um für ein

schwieriges Thema eine Sprache zu finden: *“Nee, da is an sich nischt. Nee, also meine Großmutter, die ging in die Kirche, die war im Frauendienst, ...”* und weiter unten: *“Gar nich, nein ... die wollten ihre Ruhe ham.”* (19/ 39 - 42) Dass sich die Biographin nicht selbst positioniert, leuchtet ein, denn diese Zeit erlebt sie als Kind, aber sie lässt ihre Familie (väterlicherseits) sprechen bzw. durch Nichtsprechen ihre Ambivalenz zum politischen System zum Ausdruck bringen. Vermutet werden kann auch, dass *“in die Kirche gehen”* als Schutzraum verstanden wurde und als Möglichkeit, politisch in Ruhe gelassen zu werden. Den Schutzraum Kirche scheint es im ländlichen Raum gegeben zu haben, obwohl sich die evangelische Kirche in Deutschland durch die Gleichschaltungsgesetze (1933) für nationalsozialistische Zwecke missbrauchen ließ.

Im weiteren biographischen Verlauf (gemeint ist das Leben unter sozialistischen Verhältnissen) zeigt sich ein *“sich zur Kirche halten”* als authentische Lebenshaltung der Erzählerin. Sie sieht sich zu keiner Zeit als politische Person, doch im weitesten Sinne kann ihre Haltung auch als politische Aussage verstanden werden, sowie der erkämpfte und von ihrem Ehemann unterstützte Entschluss, nicht in die LPG einzutreten und - für DDR-Verhältnisse ungewöhnlich - privat, d.h. ohne staatliche Unterstützung, zu wirtschaften.

Beim kaum zu fassenden Verlust ihres Ehemannes wird die Ressource des Glaubens ganz besonders beansprucht. Sie erweist sich hier als tragbare und belastbare Bewältigungsquelle. Der über die individuellen Grenzen der Zumutbarkeit hinausgehende Schmerz der Biographin wird gelindert und letztendlich bewältigt (im Sinne von integriert) durch Glaubensbilder.

Rückblickend bezieht sich die Erzählerin auf ihre Ehe, ihr Leben und auf die Tragfähigkeit ihres Glaubens und zieht eine positive Bilanz.

Hypothetisch kann formuliert werden, dass der Glaube bzw. die religiöse Wertorientierung der Biographin als generational weitergegebene Ressource zu sehen ist, die wesentlich zur Bewältigung sowohl normativer als auch nichtnormativer Krisen im Lebensverlauf beigetragen hat. Somit kann auch rückblickend geschlussfolgert werden, dass die Lebenskomponente Glaube in diesem konkreten Fall resilienzfördernd gewirkt hat.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup>

Es ist mir wichtig, mich nochmals auf die Vermutung zu beziehen, meine Doppelrolle als Interviewerin und Pfarrfrau sei schwierig und würde in besonderer Weise religiöse Bekenntnisse provozieren. Nach o.g. Auswertung bin ich zu dem Schluss gekommen, dass diese Befürchtung eher meiner Eitelkeit entspringt und der Vorstellung, dass ich als Rollenträger wichtig war bei der Erzählung einer Lebensgeschichte. Mit der Annahme, dass sich Authentizität Bahn bricht

### 3.5.1.2 Belastungen und deren Bedeutungszuweisung

---

In der Kindheit der Erzählerin ist eine Anzahl belastender Erfahrungen feststellbar. Schlagwortartig werden sie im folgenden genannt:

- Krieg
- Armut
- Väterverlust
- (zeitweiser) Mutterverlust
- “Schuld” in der Familie
- Verurteilung durch die Gesellschaft und das Umfeld
- Stigmatisierung durch Gleichaltrige
- Haltlosigkeit.

Das nichtnormative dieser krisenhaften Erlebnisse ist erkennbar. Diese Erfahrungen werden in elaborierter Weise präsentiert. “ ... mein Vater wurde 1940 in den Krieg eingezogen ... nu war ich mit meiner Mutter und Großmutter hier allein, da war ‘ne kleine Landwirtschaft, 4 Hektar, und da musst’n wir uns recht und schlecht in Weibewirtschaft durchschlagen ... mit Kühen und alle Landarbeit. Ich hatte’s in dem Sinne nich so einfach, der Vater war im Krieg, Mutter und Großmutter mussten die Landwirtschaft machen, ich bin so nebenbei so mit aufgewachsen ... “ (1/ 25-30)

Sichtbar werden zum einen das Reflektieren über die Nebensächlichkeit ihres Aufwachsens und die negative Wertung aus heutiger Sicht und zum anderen das Ausbleiben einer Schuldzuweisung bezüglich der Tatsache, dass sie es “nicht so einfach hatte”. Der Krieg und die damit verbundene Trennung vom Vater werden als verursachende Gegebenheiten erzählt, die sich der kindlichen Kontrolle entziehen. Dazu korrespondierend und anschaulich auf das Thema der Arbeit bezogen, soll die Aussage von Boss wiederholt werden: “Resilient sein heißt nicht, auf Lösungen zu fokussieren (denn manchmal gibt es keine Lösungen, stattdessen muss man lernen, mit unbeantworteten Fragen zu leben)” (zit. in Hildenbrand 2006, 26).

Das Erzählen der nichtnormativen krisenhaften Erfahrungen lässt die Vermutung zu, dass diese Erlebnisse in den biographischen Gesamtzusammenhang integriert wurden. Sie sind in einer

---

(Heide Funk 2007, mündlich überliefert), gehe ich davon aus, dass die Erzählung durch meine Anwesenheit nicht in eine irgendwie geartete fromme Richtung gedrängt wurde.

Weise durchgearbeitet, die es auch erlaubt, unbeantwortete Fragen stehenzulassen.

Im klaren Gegensatz zu den erinnerten Belastungen steht eine Anzahl anderer Themen („Lieblingsthemen“), die ebenfalls in kurzen Begriffen genannt werden sollen:

- Hausbau
- Landwirtschaft
- Hauswirtschaft
- Fleiß (Geld verdienen bzw. einsparen)
- alles selber machen
- Glaube/ Kirche
- schönes Leben.

In diesen Lieblingsthemen breitet sich die Biographin aus. Es entstehen lange Narrationen mit lebendigen, sehr emotionalen Geschichten. *“... und Arthur hat mich dann natürlich unterstützt. Nich, dass ich das nu alles alleene gemacht hätte. Der war ja nu jeden Tag off Arbeit, da ham wir dann abends noch gearbeitet ... lange gemacht. Um 8, um 9. Aber eins muss ich sagen: Wir ham keinen Sonntag gearbeitet, der war uns immer heilig. Also Sonntag ham wir, ... da ruhn wir uns aus. Da sind wir in’n Gottesdienst gegangen, und wo wir noch so viel in der Plantage hatten, ist die ganze Mannschaft essen gefahren sonntags. In die Waldschänke nach B. , sonntags ging das fort. Rein ins Auto, da wurde angestellt, schön gegessen, da ham wir en schönen Sonntag verlebt, und montags gings wieder volle Pulle los (lacht) ...” (16/45 - 17/ 5).*

Die Lieblingsthemen nehmen einen großen Teil des gesamten Interviews ein. Durch ihre Fülle überlagern sie immer wieder die als belastend empfundenen Erfahrungen. *“Ja, ja, wir sind beede sparsam offgewachsen, mit wenig Geld, ich meene, die hatten ooch bloß ‘ne alte Wirtschaft dort in Schlesien draussen, und das Land, ... die Bodenverhältnisse, die warn noch ärmlicher wie bei uns. Wir hatten guten Boden bei uns hier, die hatten eben, die ging offs Gebirge zu, off’s Riesengebirge zu, ... ja, mein Arthur ... (weint) ... hat mir Halt gegeben in meinem Leben, er hat mir Halt gegeben, ja und er war ooch kirchlich erzogen, und ich, und da sind wir von jung off ... ham wir uns dann ooch zur Kirche gehalten. Das ham wir durchgehalten bis zuletzt.” (9/ 27-35)*

Es lässt sich vermuten, dass die Biographin ihre Lieblingsthemen entwickelt, um den erlebten und erzählten Belastungen etwas entgegen zu setzen und sie somit zu verarbeiten. Selbst bei

einer Schilderung im Kriegsjahr 1940, als keiner wusste, wann und wie dieser Krieg enden würde, werden die Themen Fleiß und Hausbau präsentiert. *“Und da musste er ‘40 in den Krieg, dann war alles, dann ham die kein Geld mehr gehabt, das war alles alt bei uns, da ham die bloß gearbeitet und gespart, dass se nach’m Krieg e bissel bauen konnten.” (1/41-43)* Der Grad der Bewusstheit, mit dem die Erzählerin ihre Lieblingsthemen den belastenden Themen nachschiebt, differenziert sehr stark und erreicht einen hohen Reflexionsgrad mit der Aussage: *“trotz aller ... schweren Sachen blick ... ich dankbar auf mein Leben zurück” (1/16f).*

Bezogen auf das Konzept der Resilienz kann gesagt werden, dass die Biographin rückblickend die “widrigen Umstände” in ihre Biographie einbezieht, durch eine ihrem Leben sinngebende Instanz und durch das konsequente Verfolgen ihrer Lieblingsthemen aber ihr eigenes “Gedeihen” ermöglicht und erkennt.

### Auszählung

---

Die o.g. Themen wurden als Kategorien verwendet und in der Transkription (vgl. Anhang) ausgezählt. Im folgenden werden sie, nach ihrer Häufigkeit geordnet und mit einem Textbeispiel unterlegt, genannt:

Kategorie	Textbeispiel	Häufigkeit
schönes Leben “sL”	<i>“Mein Leben war schön” (36/13).</i>	50
Landwirtschaft “L”	<i>“... wir hatten ja hier Zugkühe, ...” (7/17).</i>	31
Glaube/Kirche “G”	<i>“Wenn ich da meinen Glauben nicht gehabt hätte” (26/15).</i>	25
Fleiß “F”	<i>“Wir ... sin immer ... fleißig gewesen” (24/43).</i>	22



Krieg “K”	<i>“Mein Vater wurde ‘40 in den Krieg eingezogen” (1/24).</i>	18
alles selber machen “asm”	<i>“Alles alleine” (21/19).</i>	14
Vaterverlust “VV”	<i>“Ich war 4, als mei Vater in’n Krieg musste” (8/32).</i>	13
Hauswirtschaft “HW”	<i>“Ja, dann musste ich heeme kochen und machen ...” (8/43).</i>	12
Schuld “Sch”	<i>“... bis die eben dann das Kind kriegte, und dann war da nich mehr zu verbergen” (2/14).</i>	12
Hausbau “HB”	<i>“... und dann haben wir wieder was gebaut” (12/32).</i>	11
Verurteilung “V”	<i>“Und dann musste meine Mutter im Mai ihre Strafe antreten” (3/27).</i>	10
Haltlosigkeit “H”	<i>“Ich hatte so gar keen Halt in der Familie” (3/8).</i>	9
Mutterverlust “MV”	<i>“... gleich hinterher musste die ihre Strafe antreten” (3/35).</i>	9
Armut “A”	<i>“Ja, wir hatten ganz wenig Geld” (7/20).</i>	7
Stigmatisierung “St”	<i>“Deine Mutter sitzt im Zuchthaus” (3/38).</i>	4

Tabelle 2: Kategorisierung der Lebensthemen

Die Lieblingsthemen kommen mehr als doppelt so oft zur Sprache wie die belastenden Themen (165 : 82). Damit wird noch einmal die oben geäußerte Vermutung gestützt. Das Anstreben der Lieblingsthemen (im Leben und in der Erzählung der Biographin) kann als Bewältigungsmuster verstanden werden.

Am Beispiel des Themas "Landwirtschaft" soll verdeutlicht werden, wie es von der Erzählerin umgedeutet wird von einem zunächst schwierigen in einen gern gewählten Erzählstoff, so dass die Kategorie "Landwirtschaft" schließlich als Lieblingsthema zu betrachten ist. Aus einer kindliche Perspektive beschreibt sie die Last, die kindliche Überforderung und als Begleiterscheinung die Nichterreichbarkeit ihrer Mutter: "*... und meine Mutter hat ja egal bloß draussen geackert, off'm Feld und im Stall, und ich musste ooch mit offs Felde, die war nämlich ganz schön schwer, die Arbeit ...*" (10/ 46 - 11/1). Mit Ablegen des kindlichen Blickes wird für die Erzählerin aus der empfundenen Überforderung eine hohe Anforderung, der sie sich aber stellt: "*Na, ich war schon ziemlich selbständig, ... ich war dann schon, ich hab dann hier die Wirtschaft schon mitgemacht, ich hab mich mit ums Schriftliche schon gekümmert, weeßte, wir hatten ja unser Ablieferungssoll, wir mussten ja abliefern, da tat sich meine Mutter ooch nich neifinden, da sagte ooch mein Onkel mal: nu ja, wenn du das nich gemacht hast, die Else, die wär untergegangen ...*" (11/ 20-24). Über den wahrscheinlich unfreiwilligen Rollentausch mit ihrer Mutter klagt sie nicht, sondern sie nimmt die Aufgabe an und wird dafür wertgeschätzt. Das ermöglicht ihr eine Neubewertung des Themas "Landwirtschaft". Wurde dieses Thema zunächst mit Dreck und Armut assoziiert ("*In dem Drecke bin ich dann groß geworden ... so recht und schlecht.*" (4/1-2)), so bringt die Erzählerin im weiteren biographischen Verlauf das Thema mit Fleiß und Gelderwerb in Verbindung: "*... wie gesagt, dann hatt'n wir hier hinten das Feld, hatt'n wir uns gepachtet, von der Kirche Land und dann ham wir uns die Plantage angepflanzt. Rhabarber, Beeren, alles mögliche, alles angebaut, zwischendurch, wo die Büsche noch klein waren, da hab ich Zwiebeln gesteckt, und je und alles auf die Sammelstelle gefahrn, mit'm Hänger bin ich immer gefahrn, ...*" (17/ 15-19).

Die belastenden biographischen Erfahrungen sind in der Erzählung nicht verblasst. Sie wurden aber durch die Möglichkeit der Umdeutung und damit Neubewertung, von der die Biographin Gebrauch macht, entkräftet.

### 3.5.1.3 Fremdbestimmung und Schlußfolgerungen hinsichtlich des Autonomiebegriffs

---

Entscheidungen von mehr oder weniger großer Tragweite, die die Entwicklung der Biographin bestimmen, werden von anderen Menschen getroffen. Dabei kann nicht einmal von verdeckten Aufträgen die Rede sein, denn die meisten dieser Entscheidungen sind im Imperativ und in wörtlicher Rede des jeweils Sprechenden formuliert, und so sind sie vermutlich von der Erzählerin auch verstanden worden. Die im folgenden gewählten Textbeispiele sollen dies belegen. Sie sind alle numeriert, denn sie stehen in Verbindung mit den im weiteren aufgezeigten biographischen Mustern des Umgangs mit diesen Aufträgen.

- Mutter:       (a) *“Du kannst mich doch nich alleene lassen!”* (7/14-18)  
                  (b) *“Du musst en Mann bringen!”* (7/27-41)  
                  (c) *“Geh rein, koch Essen!”* (8/44-47)
- Arthur:       (d) *“Du gehst nich in die LPG!”* (12/45)  
                  (e) *“Wir fahrn doch mit Euch nich ins Interhotel übernachten!”* (33/9)  
                  (f) *“Du bleibst noch ein Weilchen hier!”* (29/22-28)
- Herr Uhlig:   (g) *“Wir ham sie zur Fahrschule angemeldet.”* (28/28-35)

Die Erzählerin empört sich gegen manche dieser Aufträge (*“Ach du liebe Zeit! Und Arthur war im Krankenhaus. Ich die zwee kleenen Kinder noch! Nu, ich sage: Wie soll ich denn dort rein kommen? Da ham die mich ein paarmal in die Fahrschule gefahren und die Kinder behalten.”* (28/33-35)), letztendlich erfüllt sie sie aber alle. In der Befolgung der Aufträge scheint sie mitunter zur passiven Statistin ihrer eigenen Biographie zu werden (*“Da ham die mich ... gefahren.”*), das Erleiden dieser Art von Fremdbestimmtheit ist für sie jedoch nur ein Teil des Umgangs damit, zum anderen Teil fühlt sie sich dadurch auch entlastet.

Beim Erzählen über die Nichterfüllung ihrer beruflichen Wünsche aufgrund eines mütterlichen Auftrages klingt aus der gegenwärtigen Erzählperspektive Trauer durch und die Einschätzung, dass die Biographin diesen Auftrag gegen ihren Willen erfüllt hat. *“Nu musst ich daheeme bleiben. Ich wollt so gern was lernen ...”* (7/11). Zwar entwickelt die Erzählerin unmittelbar danach eine Geschichte zum Thema “Landwirtschaft”, womit ihre Traurigkeit wieder überdeckt wird, doch verschweigt sie ihre Gefühle bezüglich ihrer beruflichen Vorstellungen, die auch heute noch präsent werden, nicht.

Der im theoretischen Teil der Arbeit dargelegte Autonomiebegriff ( 1.3.2) beschreibt autonom sein, als die Fähigkeit eines Individuums, Zugang zu seinen Gefühlen und Bedürfnissen zu haben. Daran soll an dieser Stelle erinnert werden. Die Biographin kann sich ihre damaligen Gefühle vergegenwärtigen und ihr Bedürfnis reflektieren, gegen das sie aus ihrer subjektiven Sicht handeln musste. Zugang zu seinen Gefühlen und Bedürfnissen haben heißt nicht, sie durchzusetzen oder mit Boss, auf (seine) Lösung zu fokussieren, (es heißt aber auch nicht, sich dem Schicksal zu ergeben).

Resilient sein, so kann in diesem Zusammenhang formuliert werden, heißt rückblickend zu erkennen, dass unerfüllte biographische Bedürfnisse zum Leben gehören und aus gegenwärtiger Sicht zu bewerten, ob es sich lohnt, diese zu befriedigen oder sie als offene Frage stehen zu lassen.

Im Umgang mit den erteilten Aufträgen zeigt sich wieder die (Um)-Deutungskraft der Biographin und ihre subjektive Gewissheit von Sinn und Struktur im Leben.

- (a') - Sie erwirbt landwirtschaftliche Kompetenzen, die ihr später nützlich werden.
- (b') - Sie erlebt eine junge Liebe.
- (c') - Sie wird zeitig selbständig.
- (d') - Sie behält ihre kleine Plantage und bewirtschaftet sie.
- (e') - Sie lebt nicht über ihre finanziellen Möglichkeiten.
- (f') - Sie nimmt sich nicht das Leben nach dem Tod ihres Mannes.
- (g') - Sie macht die Fahrschule.

Unter Beachtung des dargelegten Autonomiebegriffes kann vermutet werden, dass die Tatsache der Fremdbestimmung keine Schlussfolgerungen bezüglich der biographischen Autonomie zulässt. Oder anders: Fremdbestimmung ist in diesem konkreten Fall keine geeignete Kategorie, um Autonomie bzw. das Fehlen von Autonomie zu belegen.

Gerade in der Ambivalenz der Biographin gegenüber ihren Aufträgen zeigt sich, dass bei der Erfüllung der Zugang zu ihren Gefühlen und Bedürfnissen nicht versperrt ist.

#### 3.5.1.4 Zusammenfassung der qualitativen Inhaltsanalyse

---

Nach der inhaltsanalytischen Auswertung der Biographie können - bezogen auf die Thematik der Resilienz - abschließend folgende Aussagen formuliert werden:

Die religiöse Wertorientierung ist für die Biographin eine sinngebende Instanz von grundlegender Bedeutung. Für die generationale Weitergabe dieses Faktors wurden Hinweise gefunden, ebenso dafür, dass die Biographin diese Wertorientierung als Ressource für die Bewältigung normativer und nichtnormativer Krisen nutzen konnte. Es kann daraus geschlossen werden, dass in diesem konkreten Lebensverlauf die religiöse Wertorientierung resilienzfördernd gewirkt hat.

Durch die subjektive Bedeutung, welche die Biographin den Krisen und Belastungen ihres Lebens zuschreibt, wurden Neubewertungen und Wandlungen ermöglicht. Am Beispiel des Themas "Landwirtschaft" wurde veranschaulicht, dass eine wertschätzende Umwelt ein Aspekt sein kann, Neubewertungen und letztendlich Resilienz zu fördern.

Die Option der Neubewertung ist nicht als subjektive Fähigkeit zu betrachten, sondern als zugrunde liegende Chance, die von der Biographin (lediglich) ergriffen wurde.

Nicht der Grad der Selbstbestimmung bzw. Fremdbestimmung gibt Auskunft über das resiliente Verhalten der Biographin, sondern, ob sie in den zahlreichen Situationen von Fremdbestimmtheit weiterhin Zugang zu ihren Gefühlen und Bedürfnissen hatte. Nicht das Durchsetzen von biographischen Wünschen und Plänen ist ein Kriterium für Resilienz, sondern das Reflektieren über die Nichterfüllung bzw. das Stehenlassen von offenen Fragen.

Resilienz oder die Suche nach ihr hat somit auch sehr mit der Suche nach Autonomie zu tun.

## 2.5.2 Biographische Fallanalyse narrativen Interviews

---

Die biographische Fallanalyse nach Rosenthal und Fischer-Rosenthal (2000) ist ein Verfahren des rekonstruktiven Textverstehens. Die unter Punkt 3.5 erläuterten Auswertungsschritte werden nacheinander bearbeitet. Dadurch wird es möglich, die latenten Sinnstrukturen einzelner Sequenzen zu erfassen.

### 3.5.2.1 Die 0. Ebene oder eine kritische Selbstbetrachtung

---

Reichlich zwei Stunden hat das Interview gedauert. Ich kann nicht sagen, dass ich leichtfüßig nach Hause gekommen bin. Ich fühle mich, als hätte ich in den letzten Stunden körperlich schwer gearbeitet. Mein Kreuz schmerzt, als hätte es große Lasten getragen. Ich habe das Bedürfnis, etwas banales zu machen, esse etwas und zappe dabei durch die Kanäle. Die Dahlie ist die Blume der Woche - Paralympics in China - Tanken ist schon wieder teurer geworden. Mich erreichen nur die Überschriften, sie interessieren mich nicht. Ich kümmere mich wieder um meine Aufgabe, aber warum bin ich so gerädert? "Ich hatte ein schönes Leben" war doch der abschließende Satz meiner Gesprächspartnerin.

.

Der Anfang gelang gut. Nach ein paar förmlichen Einstiegssätzen der Erzählerin kam der Erzählfluss schnell in Gang. Der Plan, chronologisch zu bleiben, wurde schnell aufgegeben, das ist in Ordnung. Es wurde eher nach Wichtigkeiten sortiert und erzählt - das, was "obenauf" lag, wurde zuerst geschildert, dabei wurden Details erinnert, und es entstanden so komplexere Geschichten. Hintergründe wurden anfänglich geschützt, im Verlauf der Erzählung doch noch erzählt.

Die kompakte Erzählung habe ich so gut wie nicht unterbrochen, jedenfalls sagt mir mein Gefühl, dass es so war und ich hoffe, dass mir die Tonaufnahme nicht das Gegenteil vorlegt. In diesem eher monologischen Teil konnten wir beide gut vergessen, dass ein Aufnahmegerät mit im Raum ist.

Der erste Nachfrageteil gelang insofern gut, als dass sich an eine Nachfrage immer nochmal bilderreiche Geschichten anschlossen. In einer anderen Beziehung gelang er aber nicht so gut:

ich glaube, ich war mitunter zu dominant, habe zu eifrig gespiegelt und habe der Erzählerin vielleicht Aussagen in den Mund gelegt, die ich schon vorformuliert hatte. Das ärgert mich. Auch hier bin ich gespannt, ob das die Tonaufnahme bestätigt.

Redepausen entstanden nur aus emotionalen Gründen. Wir brauchten beide Taschentücher, weil wir von einzelnen Episoden sehr berührt waren. Dass mir hier die (nötige?) Distanz fehlte, finde ich nicht so schlimm.

Im zweiten Nachfrageteil habe ich mich auf meine vage Forschungsfrage konzentrieren wollen. Die halben Hypothesen, die ich im Kopf hatte, haben bewirkt, dass ich viele geschlossene Fragen stellte, dementsprechend wenig habe ich erfahren und dementsprechend wenig Nähe zum gelebten Leben der Erzählerin konnte ich in diesem Teil herstellen. Schon im Moment, als ich die Fragen stellte, merkte ich, dass ich zu eng wurde und die Offenheit meinen Antwortwünschen opferte.

Die Tatsache, dass ich die Erzählerin schon länger kenne, bewerte ich ambivalent. Einerseits stellte sich eine große Vertrautheit ein, der Erzählfluss musste von mir kaum angeschoben werden, auch an heiklen Stellen hatte die Erzählerin Zugang zu ihren biographischen Erlebnissen und fand eine entsprechende Sprache. Die Asymmetrie unseres Gesprächs (sie erzählt alles, ich erzähle nichts) spielte keine Rolle. Aber ich merkte auch, dass ich nicht nur als Interviewerin vor ihr saß, sondern als Frau des Ortspfarrers. Aussagen, wie “mein Glaube hat mir geholfen” oder “Gott hat mich getragen” haben sich nicht entwickelt, sondern sie kamen wie aus der Pistole geschossen. Ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll. Wären die Aussagen diesselben, wenn ich die Frau des Klempners wäre?

Der Abschluss erscheint mir rund und wir können uns gut voneinander verabschieden.

### 3.5.2.2 Sequentielle Analyse des biographischen Interviews

---

familiärer Hintergrund von Anna F.:

- Der 1907 in einem sächsischen Dorf geborene Vater muss als jüngster von vier Söhnen wegen des frühen Todes seines Vaters (1925) den elterlichen landwirtschaftlichen Hof übernehmen, auf dem seine Mutter (die Großmutter der Biographin) bis zu ihrem Tod lebt.
- Die 1910 geborene Mutter, die aus einem nahegelegenen Dorf stammt, zieht nach der

Heirat auf den Hof; ein Bruder der Mutter wird gegen Ende des Krieges in einer Nervenheilanstalt per Giftspritze umgebracht.

(1)

- 1936 wird die Biographin in Sachsen geboren.
- 1940 wird der Vater als Soldat zum Kriegsdienst eingezogen.  
Auf dem Hof bleiben Anna, ihre Mutter und ihre Großmutter (die Schwiegermutter der Mutter) und betreiben eine bescheidene Landwirtschaft
- Ab 1943 kommt ein französischer Gefangener regelmäßig auf den Hof, um zu helfen; es entwickelt sich ein Liebesverhältnis zwischen ihm und der Mutter, was nicht ohne Folgen bleibt: die Mutter wird zweimal schwanger; beim zweiten Mal ist es zu spät für eine Abtreibung.
- Von ihrer Herkunftsfamilie wird die Mutter hart verurteilt. Zu einer solchen "Verräterin" bricht die Familie den Kontakt zeitweise ganz ab.
- Die Aufenthalte des Vaters, der in großen Abständen nach Hause kommt, sind von vielen Streitigkeiten zwischen den Eheleuten geprägt.

Die Biographin wächst als Einzelkind auf dem väterlichen Hof auf. Beide Eltern stammen aus einem landwirtschaftlich geprägten Milieu, und so wächst auch die Biographin in dieses Milieu hinein. Die Familie steht der evangelischen Kirche volksskirchlich nah. Annas Großmutter lebt ebenfalls auf dem Hof, und diesem Umstand ist es zu verdanken, dass die biographischen Hintergründe väterlicherseits detailliert dargelegt werden. Der Vater musste im Alter von 17 Jahren den elterlichen Hof und die damit verbundene Verantwortung übernehmen, da sein Vater sehr zeitig verstorben war. Die Herkunftsfamilie der (nur) zugezogenen Mutter bleibt zunächst unerwähnt.

Als die Biographin 4 Jahre alt ist, wird der Vater zum Kriegsdienst eingezogen. Mit einer kleinen Landwirtschaft (4 Hektar) sorgen die zurückgebliebenen Familienangehörigen (Großmutter und Mutter) für ihren Lebensunterhalt. Die harte Arbeit in der eigenen Landwirtschaft bestimmt den Alltag auf dem Hof und die frühkindliche und vorschulische Lebensphase der Biographin. Der Mutter, die sich ohne Mann ihrer Aufgabe stellt und für das Durchkommen der Familie sorgt, fehlen Kraft und Zeit, sich auf die Entwicklung ihrer Tochter zu konzentrieren. Der fehlende Vater, die viele Arbeit, das wenige Geld, die nicht erreichbare Mutter und die Großmutter als schlechte Alternative sind manifeste Aspekte der Kindheit der Biographin.

Ein französischer Zwangsarbeiter kommt regelmäßig auf den Hof, um die Frauen in der Land-



und Viehwirtschaft und bei Hausreparaturen zu unterstützen. Das ist eine zu dieser (Kriegs-)Zeit und unter diesen bäuerlichen Verhältnissen verbreitete Möglichkeit, Gefangene als Arbeitskräfte einzusetzen. Bald ersetzt er den fehlenden Vater auch in anderer Hinsicht: es entwickelt sich ein Liebesverhältnis zwischen ihm und der Mutter. Für Anna, das Kind, ist es sehr unangenehm, zu erleben, wie der "neue" Mann den Platz als Partner der Mutter einnimmt. Die außereheliche Beziehung der Mutter muss ein offenes Geheimnis innerhalb der Familie gewesen sein, denn die Biographin berichtet, dass die Mutter - während der Vater auf Urlaub zu Hause ist - mit dem Franzosen unterwegs ist. Der letzte Abschied des Vaters wird insofern konkret erinnert, als dass er sich von seiner Frau verabschiedet, was unter der angespannten Ehesituation eine Besonderheit gewesen sein muss. Als die Mutter das erste Mal schwanger wird, lässt sie das "Franzosenkind" von einer der Biographin unbekannten Person abtreiben. Bei einer erneuten Schwangerschaft ist es für eine Abtreibung zu spät, die Mutter trägt die Schwangerschaft aus. Die Familie der Mutter hält sich mit Anschuldigungen nicht zurück und distanziert sich klar von der "Ehebrecherin". Dagegen wird über die andere Großmutter, die täglich mit der Schwangerschaft ihrer Schwiegertochter konfrontiert ist, lediglich gemutmaßt, dass sie nicht gerade begeistert gewesen sein muss.

Beim Vater wird ebenfalls eine außereheliche Beziehung vermutet. Bei einem seiner Aufenthalte zu Hause entdeckt die Mutter Briefe von einer Geliebten, nächtliches Phantasieren des Vaters festigen die Vermutung der Mutter. Der Vater, der seine Ehefrau von einem anderen Mann sichtbar schwanger erlebt, kündigt die Scheidung an, sobald er aus dem Krieg kommt. Jedoch kommt der Vater nicht aus dem Krieg zurück.

Als der französische Zwangsarbeiter des Diebstahls von einem Sack Düngemittel und einigen Hühnern auf einem Nachbarhof überführt wird, wird er von den Bestohlenen angezeigt. Dabei kommt das Verhältnis zur Mutter der Biographin und deren Schwangerschaft zur Sprache. Die Schuld beider wird gerichtlich verhandelt, beide werden verurteilt. Er, der französische Zwangsarbeiter, kommt sofort auf die Festung Königstein, zur damaligen Zeit (1939-1945) ein Kriegsgefangenenlager für französische Generale und Offiziere. Dort verliert sich seine Spur. Die Biographin vermutet, dass er seine Gefängnisstrafe nicht überlebt hat. Die Mutter wird zu einer zweijährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Ungeachtet der Schwangerschaft muss auch sie ihre Strafe gleich antreten. Anna erinnert sich (auf Nachfrage), dass sie der Abschied von der Mutter traurig gemacht hat.

Im Alter von sechs Jahren fehlen der Biographin sowohl Vater als auch Mutter. Die Großmutter, die sie versorgt, wird als gute, aber dreckige Frau geschildert. Die emotionale Versorgung durch die Großmutter gelingt nur mangelhaft, Anna erlebt sich als jemand, der ohne jeden Halt ist. Ihre Einschulung, die in dieser Zeit stattgefunden haben muss, erwähnt sie nicht. Es lässt sich aber auch vermuten, dass eine Einschulung mitten im II. Weltkrieg (1942) keine besondere Rolle gespielt hat.

(2)

- 1942 ist der Vater an der Front.
- 1943, im Dezember, darf die Mutter zur Entbindung ihre Strafe unterbrechen und kommt nach Hause.
- Am 16. 3. 1944 wird ein Mädchen geboren.
- Im Mai desselben Jahres setzt die Mutter ihre Strafe fort.
- Der Säugling kommt zu Pflegeeltern.
- 1945 kommt die Mutter wieder nach Hause.
- Für kurze Zeit ist das kleine Mädchen mit in der Familie, die Integration misslingt, das Kind wird zur Adoption freigegeben.
- 1946 sind Flüchtlinge im Haus untergebracht; die Familie infiziert sich mit Typhus.
- 1950 wird Anna konfirmiert und beendet die Schule.

Allein mit ihrer Großmutter gestaltet sich der Alltag für die Biographin sehr belastend. Die Großmutter, die sie nach ihren Möglichkeiten betreut, kann kaum für das nötigste sorgen, die tägliche Vorbereitung für die Schule ist sie nicht imstande zu leisten. Der Verlust an Ansehen im Dorf scheint so erheblich gewesen zu sein, dass ihnen von nur wenigen Menschen Hilfe zukommt. Eine ältere Frau aus der Nachbarschaft versucht den Mangel, den sie bei Anna wahrnimmt, auszugleichen. Sie übernimmt die Körperpflege der Sechsjährigen und bewahrt sie auf diese Weise vor einer äußeren Verwahrlosung. Die Schule ist für Anna weder Kraftquelle noch Ausgleich zum Alltag auf dem Hof. Sie hat kaum Freunde und erlebt sich als mittelmäßige Schülerin, der es an familiärem Zuspruch und anderer Ermutigung fehlt. Kein Lehrer nimmt sich ihrer an und ihre Mitschüler hänseln sie in einer verletzenden Weise mit den familiären Tatsachen. Sie spricht von einem doppelten Schmerz. Auch hier wird das Gefühl der Haltlosigkeit wieder konkret benannt.

Von ihrem Vater erhält sie zum 8. Geburtstag einen letzten Brief von der Front. Die Mutter, die von Dezember 1943 bis Mai 1944 ihre Gefängnisstrafe unterbrechen darf, entbindet im März 1944 zu Hause ein Mädchen. Zwischen Anna und dem Säugling kann sich kein

geschwisterliches Verhältnis entwickeln, zu kurz ist die Zeit und zu uneindeutig sind die Umstände. Nach ihren Gefühlen, dem Kind gegenüber befragt, spricht die Biographin von “ein bisschen” Hass, der mit im Spiel war. Zu Pfingsten desselben Jahres wird das Kind getauft, kurze Zeit später, ebenfalls im Mai, muss die Mutter ihre Strafe fortsetzen. Sie läuft mit dem Kinderwagen zum Bahnhof der nächstgelegenen Stadt, übergibt das Kind einer Fürsorgerin und fährt selbst mit dem Zug ihrer Reststrafe entgegen. Das Kind kommt zu einem kinderlosen Ehepaar in Sachsen, das zeitweise die Pflegschaft übernimmt. Zu Hause bleibt Anna mit ihrer Großmutter. Im Dreck wächst Anna so recht und schlecht heran.

Im Oktober des Jahres 1944 muss sich der Vater an der Front in Sibirien aufgehalten haben. Auf einem langen Zugtransport bricht unter den Soldaten das Fleckfieber aus. Die Toten werden aus dem Zug geworfen, der Vater muss sich darunter befunden haben.

Von der Mutter erhält Anna jeden Monat einen Brief, über den sie sich freut. Das Ende des Krieges und das Ende des Gefängnisaufenthaltes fallen zeitlich zusammen. Im Mai 1945 kommt die Mutter nach einem etwa 100 km langen Fußmarsch mangelernährt und abgemagert zu Hause an. In den folgenden Tagen und Wochen erzählt sie viel über die Umstände im Gefängnis, was von der Biographin in genauen Episoden erinnert wird. Besonders die positiven Details des Gefängnisaufenthaltes werden geschildert. Die meisten der Mitinsassinnen hatten aus ähnlichen Gründen wie die Mutter eine Gefängnisstrafe abzusitzen. Diese Gemeinsamkeit veranlasste die Gefangenen, ein kleines Lied zu verfassen. Die Biographin rezitiert es in Teilen.

Ein wichtiges Anliegen der Mutter ist es, ihre weggegebene Tochter wieder nach Hause zu holen. Nachdem sie etwa drei Woche gebraucht hatte, um sich von den zurückliegenden Strapazen zu erholen, begibt sie sich zur Pflegemutter, die ihr das Kind (widerwillig) geben muss. Das reichlich einjährige Kind reagiert völlig verunsichert auf die Veränderung, schreit tagelang und weigert sich so auf seine Art, sich in die Familie zu integrieren. Die Großmutter nimmt das verstörte Verhalten des Kindes wahr. Sie argumentiert mit der vielen Arbeit auf dem Hof, die Kinderpflege zeitlich nicht zulässt. Wahrscheinlich sieht sie in dem Kind auch die ehebrecherische Handlung, unter der ihr (abwesender) Sohn zu leiden hat. Auf ihr Drängen wird die Pflegemutter telephonisch gebeten, das Kind wieder zu sich zu nehmen. Das geschieht postwendend. Die Pflegemutter holt das Kind wieder ab, bald darauf unterschreibt die Mutter die Freigabe zur Adoption. Die Adoptiveltern verlassen Sachsen und ziehen nach Hessen - von der Biographin wird vermutet aus Angst, der emotional hin und hergerissenen Mutter (regional)

zu nahe zu sein. Anna ist zu dieser Zeit neun Jahre alt. Das Klima des Zusammenlebens wird von ihr negativ bewertet. Angesprochen wird die Tatsache, keine richtige Familie zu sein, in der das außereheliche Kind wie ein Fremdkörper betrachtet wird. Außerdem ist die Rede davon, dass die Großmutter mit der Scheidung ihres Sohnes von seiner Frau droht (sobald er nach Hause kommt) und dass Anna dann bei ihrem Vater auf dem Hof bleiben werde. Soweit kommt es nicht.

So wie viele Familien der Region muss auch Annas Familie Flüchtlinge auf ihrem Hof aufnehmen. 1946 lebt eine große Flüchtlingsfamilie unter engsten Wohnverhältnissen mit im Haus. Es herrscht ein großes Durcheinander. Sieben Personen - darunter auch Anna, ihre Mutter und Großmutter - infizieren sich mit Typhus und müssen daraufhin ins nächste Krankenhaus auf eine Quarantänestation.

Die Nachrichten von der Adoptivmutter und dem freigegebenen Kind treffen in immer größer werdenden Abständen ein, zuletzt zu Annas Konfirmation 1950. Aus diesem Anlass schickt die Adoptivmutter Anna ein kleines Geschenk, was sehr wertgeschätzt wird. Von da an (bis 1972) scheint die Sache (der Adoption) erledigt zu sein.

(3)

- 1950 beendet Anna die Schule.
- Ihre gewünschte Lehre in einer Bäckerei beginnt sie auf Wunsch der Mutter nicht.
- 1950 wird der Vater, der nicht aus dem Krieg gekommen ist, von der Familie für tot erklärt.
- 1951 lernt sie Arthur, ihren späteren Mann kennen.

Anna will nach Beendigung der Schule gern einen Beruf erlernen. Der Bäcker in der nahegelegenen Stadt, in dessen Betrieb sie schon einige Male im Laden gearbeitet hatte, hätte sie auch gern als Lehrling eingestellt. Die Mutter drängt Anna jedoch so sehr, zu Hause zu bleiben und die Arbeit auf dem Hof mit zu unterstützen, dass sie ihre Lehrausbildung nicht beginnt. Wohl oder übel fügt sich Anna in ihre Bestimmung, erwirbt den Teilberuf "landwirtschaftliche Gehilfin" und trägt mit ihrer Arbeit in der Landwirtschaft zu einem bescheidenen Familieneinkommen bei. Die Mutter, die sich selbst als ungeschickte Köchin und Hausfrau beschreibt, weist Anna an, das Essen zu kochen, den sonstigen Haushalt zu führen und sich um die nötige Schriftführung zu kümmern. Reichtümer sind in dieser Zeit nicht zu

sammeln, die Mutter kann ihr keinen regelmäßigen Lohn auszahlen. Jedoch zeigt sich die Mutter, immer, wenn etwas verkauft worden war, sehr großzügig Anna gegenüber. So kann sich Anna Kleider, bzw. Stoff für Kleider kaufen und ist bei aller Armut zu besonderen Anlässen adrett gekleidet. Auch wird sie von der Mutter sehr ermutigt, auszugehen, um einen Mann zu finden. Zunächst bildet sich ein kleiner Kreis von Freundinnen, zu dem Anna gehört.

Ein heimgekehrter Kriegssoldat aus einem Nachbarort sucht 1950 die Familie auf, die immer noch auf die Heimkehr ihres Vaters, Mannes und Sohnes wartet. Er berichtet, dass er eine lange Zeit zusammen mit Annas Vater an denselben Frontabschnitten in Sibirien stationiert war. Auf einem Zugtransport 1944 wurden die beiden getrennt. Das Fleckfieber, welches auf dieser Fahrt unter den Soldaten ausbricht, ist für viele von ihnen todbringend. Die Toten werden auf der Strecke aus dem Zug geworfen. Darunter muss sich der Vater befunden haben, doch mit Gewissheit kann das der Berichtende nicht sagen, denn beide waren nicht im selben Abteil. Mit diesem Anhaltspunkt stirbt für die Familie die Hoffnung auf die Heimkehr des Vaters der Biographin. Der Vater wird für tot erklärt. Als Todestag wird der 31. Oktober 1944 festgelegt.

Anna, die mit ihrem Freundeskreis eine schöne Zeit erlebt, lernt beim Tanzen Arthur, ihren späteren Mann kennen. Arthur, der mit seiner Mutter 1946 geflüchtet war, lebt in einem nahe gelegenen Dorf, bewirbt sich aber bald um eine landwirtschaftliche Anstellung in Annas Dorf, offenbar mit ernstesten Absichten. Beide werden ein Paar, jedoch will Anna von der Ehe nichts wissen. Arthur geht auf Annas Hof ein und aus, bietet seine Hilfe an, erweist sich als geschickter Handwerker und Annas Mutter ist ungeheuer dankbar über den Gewinn, den sie in Arthur sieht. Es scheint ein allgemeines Aufatmen durch die Familie zu gehen. Obwohl Anna in Arthur ihren "Beschützer" sieht und in ihn den erkennt, der ihr das erste Mal Halt gibt, will sie (ihn) nicht heiraten aufgrund des negativen Bildes von Ehe und Familie, welches ihr von den Eltern vermittelt wurde. Sie hat Angst vor der Ehe. Sie nimmt die Sticheleien der Leute ("wilde Ehe") in Kauf. Annas neugieriger Versuch, sich als junge Frau auch mal auszuprobieren und einen anderen Mann kennenzulernen, wird durch die Appelle der Mutter und durch Arthurs intensives Bemühen verhindert. Sie bleibt bei Arthur und ist froh, ihn zu haben. In dieser hoffnungsvollen Nachkriegszeit und mit einem Mann im Haus geht es auch mit dem Hof bergauf.

(4)

- Arthur findet in den frühen 50er Jahren Arbeit in einer Ziegelei und lebt (ohne Trauschein) mit auf Annas Hof.
- Anna beendet die Berufsschule und bewirtschaftet gemeinsam mit der Mutter die Plantage, die zum Hof gehört. Sie geht nicht in die LPG.
- 1956 stirbt die Großmutter.
- 1959 heiraten Anna und Arthur. Im selben Jahr wird ihr Sohn geboren.
- 1963 kommt die Tochter zur Welt.
- Arthur erkrankt ernsthaft an der Schilddrüse.
- Anna macht den Führerschein.

Arthur lebt unverheiratet, aber in einer verbindlichen Beziehung mit Anna auf dem Hof. Durch seine Arbeit in einer Ziegelei erhält er ein regelmäßiges Gehalt, welches er wie ein gemeinsames Einkommen betrachtet und in die Familie einbringt. Dadurch beruhigt sich zum ersten Mal seit langer Zeit die angespannte finanzielle Lage auf dem Hof. Es beginnt in kleinen Schritten die Zeit der baulichen Veränderungen in und um das Wohnhaus. Arthur gelingen mit seinem baulichen Improvisationstalent viele Vorhaben, die das Leben bequemer und angenehmer machen, wofür er vor allem von Annas Mutter und Großmutter gelobt wird.

Diese "Baulust im Kleinen" ist ein gesellschaftlicher Zeitspiegel der 50er Jahre (des 19. Jahrhunderts). Obwohl auf dem Grundstück keine Kriegsschäden zu beklagen waren, mangelte es doch über viele Jahre an nötigen Instandsetzungs- und Erhaltungsmaßnahmen. Es fehlte an Geld, an Baustoffen und an den Arbeitskräften, die diese Arbeiten hätten übernehmen können. Nach Ende des Krieges und mit beginnendem Wohlstand setzte ein Wille zur äußerlichen Verschönerung ein, der den Machern zunächst im gesamten Deutschland viel Improvisationsvermögen abforderte und in den 60er Jahren auf dem Gebiet der ehemaligen DDR mit einem hohen Maß an Beschaffungstalent verbunden sein musste, denn hier hielt die Zeit der Mangelwaren noch an.

Durch Sparsamkeit, einfache Lebensweise und Verwertung der eigenen Erträge erlebt die Familie mit Arthur ein wirtschaftliches Vorwärtkommen.

Die Beendigung der Berufsschule mit dem Abschluss als landwirtschaftliche Gehilfin bringt für Anna keine Veränderung. Sie bleibt - wie von der Mutter gewünscht - auf dem Hof und arbeitet hier wie gewohnt sehr hart. Mehr und mehr kümmert sie sich um verwalterische Angelegenheiten der privaten Landwirtschaft und um die Hauswirtschaft der ganzen Familie, zu der auch Arthur

gerechnet wird. Die Mutter hatte diese Arbeitsteilung und damit Rollenverteilung quasi festgelegt und Anna nimmt sie an. Als Arbeitstier, das sich für nichts zu schade ist, fühlt sich die Mutter am nützlichsten. Dass sie nicht kochen und saubermachen kann, muss sie nicht ändern, solange Anna auf dem Hof bleibt.

Von der zur Adoption freigegebenen Tochter erfährt die Familie über viele Jahre nichts. Lediglich in kleinen Gedenkmomenten der Mutter kommt sie zur Sprache. "Was wohl die Gerda macht?", bleibt in dieser Zeit unbeantwortet.

Die 77-jährige Großmutter erkrankt an Brustkrebs und stirbt nach kurzer Zeit 1956. Die Frau, die für Anna eine Zeit lang die einzige Bezugsperson war, wird kurz betrauert. In Anbetracht des Alters der Großmutter war ihr Tod kein unfassbares Ereignis.

Nachdem Anna und Arthur sieben Jahre lang in eheähnlichen Verhältnissen gelebt hatten, "müssen" sie 1959 heiraten, denn Anna erwartet ihr erstes Kind, das im selben Jahr geboren wird. Nach dem Sohn wird 1963 eine Tochter geboren, womit die Familienplanung als beendet erklärt wird. Beide (Anna und Arthur) waren als Einzelkinder aufgewachsen - die Stiefschwester von Anna nicht mitgerechnet. Beide wollten nicht nur ein Kind haben, aber auch nicht mehr als zwei, und so ist die vierköpfige Familie 1963 komplett.

Die landwirtschaftliche Nutzfläche von 4 Hektar ist zu klein, um enteignet zu werden, aber mit der nachdrücklichen staatlichen Bitte, in die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (LPG) einzutreten, wird Anna 1960 doch konfrontiert. Anna wird von zwei gegensätzlichen Seiten agitiert, denn Arthur will nicht, dass seine Frau in die LPG eintritt. Mit einer Mischung aus Trotz und Diplomatie gelingt es Anna, kein LPG-Mitglied zu werden - es reichte, dass ihre Mutter in der LPG war. Anna darf, solange sie ihr Abgabensoll erfüllt, privat wirtschaften.

Die auf der LPG arbeitende Mutter stellt der Familie ihr verdientes und erspartes Geld (30000 Mark) für den notwendigen Bau eines Seitengebäudes zur Verfügung. Mit der großen Summe beauftragt Arthur eine Baufirma, die den Auftrag jedoch nicht ausführen kann, weil sie enteignet wird. Arthur entschließt sich, das Seitengebäude selber zu bauen.

Obwohl die tägliche Arbeit vor der Haustür liegt, ist Anna eine verantwortungsvolle Mutter und bleibt dabei eine fleißige Bäuerin. Es entwickelt sich in dieser Zeit eine familiäre Freundschaftsbeziehung zur Pfarrfamilie in der unmittelbaren Nachbarschaft. Beide Ehepaare gehören ähnlichen Jahrgängen an und haben Kinder im selben Alter. Als Arthur 1963 an der Schilddrüse erkrankt und mehrere Wochen im Krankenhaus verbringen muss, erfährt Anna von

der befreundeten Familie Unterstützung in vielerlei Hinsicht. Sie wird ins Krankenhaus gefahren, während die Frau des Pfarrers Annas kleine Kinder betreut. Da die Dauer von Arthurs Krankenhausaufenthalt nicht abzusehen ist, meldet der Pfarrer Anna, ohne ihr Wissen oder ihre Zustimmung, zur Fahrschule an. Zunächst empört und abwehrend, weiß sie gar nicht, wie sie das realisieren soll, doch dabei wird ihr Hilfe zugesichert. Anna schickt sich in ihre Bestimmung und erwirbt den Führerschein.

(5)

- Die Familie kauft sich ihr erstes Auto.
- Ein gemeinsamer Urlaub ist der jährlicher Höhepunkt.
- An Haus und Hof wird immer wieder gebaut.
- 1972 meldet sich die Stiefschwester aus Westdeutschland.
- 1973 besucht das Ehepaar erstmals Arthurs Heimat.

Arthur erholt sich vollständig von seiner Krankheit und kann seine Berufstätigkeit und seine Bautätigkeit zu Hause wieder uneingeschränkt aufnehmen. Das Familienleben ist ausgesprochen harmonisch. Natürlich fliegen auch mal die Fetzen, was von der Biographin mit ihrem eigenen bisweilen überschießenden Temperament erklärt wird, während Arthur besonnen in sich ruht. Die mit im Haus lebende Mutter von Anna unterstützt die Familie nach ihren Kräften. Sie freut sich über die Entwicklung der Familie ihrer Tochter und darüber, dass sie auf ihre Weise daran teilhaben kann. Als eine märchenerzählende Oma wird sie jedoch nicht beschrieben. Die zwei Kinder erleben eine glückliche Vorschul- und Schulzeit mit vielen Gleichaltrigen in der Nachbarschaft. Der Jahresverlauf ist im großen wie im kleinen klar strukturiert. Die Familie hat es sich zur Regel gemacht, trotz der vielen Arbeit sonntags etwas gemeinsames zu unternehmen und die Pflichten ruhen zu lassen. Mit dem ersten Auto, welches sich die Familie leistet, sind sonntägliche Ausfahrten in die nähere Umgebung möglich. Auch kann einmal im Jahr ein Urlaub meist innerhalb der DDR finanziert werden. Eine Woche von Arthurs Jahresurlaub wird immer für ein Bauprojekt auf dem Grundstück verwendet. Was zunächst ein gemeinsames Anliegen ist - nämlich das Haus und damit das Leben schöner zu machen - wird mehr und mehr nur Arthurs Ansporn: er baut eben gern. Anna ist baumüde und gelangt zu dem Schluss, dass es nun mal gut sein kann mit der Bauerei. Letztendlich stellt sie sich aber nicht gegen Arthurs Pläne und beteiligt sich sogar noch an der Realisierung. Den neu entstandenen Komfort weiß sie doch sehr zu



schätzen.

Auf ihrer Plantage und der übrigen landwirtschaftlichen Nutzfläche zeigt Anna sehr viel Einfallsreichtum. Sie probiert aus und baut an, was gerade reichlich subventioniert wird und was sie sich zutraut: mal hat sie eine große Karnickelzucht, mal wieder viele Hühner, um die Eier zu verkaufen. Ein anderes Mal baut sie Tabak an. Mit all ihren realisierten Einfällen trägt sie nicht unwesentlich zum Familieneinkommen bei.

1972 meldet sich Annas Halbschwester aus Westdeutschland. Sie hatte sich auf die Suche nach ihrer Herkunft begeben und fand ihre Mutter, ihre Halbschwester (Anna) und deren Familie in einem Dorf in Sachsen. Sie bemüht sich sehr um ein baldiges Treffen, welches zu dieser Zeit des geteilten Deutschlands nur in der DDR möglich ist. Schnell kommt Gerda - die Halbschwester - mit ihrer Familie, zu der ein Ehemann und ein Sohn gehören, nach T., um ihr Geburtshaus und ihre Herkunftsfamilie kennenzulernen. Die erste Wiederbegegnung verläuft sehr herzlich. Die Mutter der beiden Halbschwestern ist noch bei guter Gesundheit und das Wiedersehen mit ihrer zur Adoption freigegebenen Tochter ist für sie ein positives Erlebnis. Trotz der Zugewandtheit und des guten Verlaufs der ersten Begegnung mit ihrer Halbschwester und deren Familie entsteht in Anna das Gefühl, zu gewöhnlich für die feinen Leute zu sein.

Für Arthur ist 1973 die Zeit gekommen, das erste Mal seit der Flucht, seine Heimat zu besuchen. Das Ehepaar reist gemeinsam nach Polen. Dort lässt sich das kleine landwirtschaftliche Anwesen, aus dem Arthur stammt, leicht finden. Die hier lebenden Polen empfangen die unangemeldeten Besucher überaus freundlich. Auf den Spuren seiner Kindheit und frei von Besitzansprüchen freut sich Arthur über den noch tragenden Kirschbaum auf dem Gelände. Wieder in Sachsen erklärt er, dass seine Heimat jetzt hier sei. Alle weiteren Fahrten nach Polen werden nicht von Arthur initiiert; er fährt lediglich mit.

(6)

- Weitere Besuche der Halbschwester, doch die Familien entfernen sich voneinander.
- Die Kinder gehen aus dem Haus und gründen ihre eigenen Familien.
- 1990 stirbt Annas Mutter nach pflegeintensiver Zeit.
- Der Kontakt zur Halbschwester bricht vollständig ab.

- Das Ehepaar genießt seine Zweisamkeit.

In großen Abständen kommt Gerda mit ihrer Familie zu Besuch nach Sachsen. Ein an Bundesbürgern interessierter Nachbar und noch dazu der Gastwirt des Dorfes wickelt mit Gerdas Ehemann kleinere Geschäfte ab und bietet der Familie an, während ihres Aufenthaltes in T. bei ihm in der Gastwirtschaft zu übernachten. Gerdas Familie nimmt das Angebot an. Damit sieht sich Anna in ihrem Gefühl bestätigt, dem Standard ihrer "West"-Halbschwester nicht zu genügen. In den folgenden Jahren kommt Gerda bei Annas Familie (und bei ihrer Mutter) lediglich zum Kaffeetrinken vorbei, wenn sie sich für mehrere Tage in T. aufhält. Die Begegnungen dünnen auf ein Mindestmaß aus, als sich Anna und Arthur nicht willig und imstande sehen, gemeinsam mit Gerdas Familie in einem Interhotel (eine sozialistische Wortschöpfung; sie bezeichnet Hotels mit hohem Standard, in denen auch mit Devisen bezahlt werden konnte) der Bezirksstadt zu übernachten. Diese andere Welt ist jenseits ihrer Möglichkeiten, so dass sie diese Art von gemeinsamer Freizeitgestaltung ablehnen.

Die erwachsen gewordenen Kinder gehen mit Beginn ihrer Lehre aus dem Haus und gründen bald darauf ihre eigenen Familien. Der Kontakt zu ihnen bleibt lebendig durch rege gegenseitige Besuche. Vor allem der Hausbau der Familie der Tochter in Sachsen-Anhalt freut Arthur, er unterstützt ihn mit vielen Baueinsätzen. Die fünf Enkelkinder sind in ihrer späteren Schulzeit häufig Ferienkinder bei den Großeltern.

Die Pflegebedürftigkeit ihrer Mutter fordert von Anna sowohl psychisch als auch physisch viel Kraft. Sie muss mit den Auswirkungen der Demenzerkrankung der Mutter umzugehen lernen. Gemeinsam mit Arthur werden Vorkehrungen zum eigenen Schutz der Mutter getroffen. Als die Mutter bettlägerig wird, ist Anna die einzige direkte Pflegeperson. Arthur unterstützt sie, indem er ihr andere Arbeiten abnimmt. Tochter und Schwiegertochter von Anna übernehmen kurzzeitig die Pflege, wenn es sein muss, aber die räumliche Entfernung der Wohnorte und die beruflichen Anbindungen machen das schwierig. Gerda, die bei einem ihrer Aufenthalte in T. kurz vorbei kommt, will das Zimmer, in dem die Mutter liegt, nicht betreten.

Als Anna am Ende ihrer Kräfte ist, entschließt sie sich, ihre Mutter in ein Pflegeheim zu geben. Am Tag des Umzugs in das Pflegeheim ist es Anna sehr bewußt, dass ihre Mutter nicht wieder nach Hause zurück kommen wird. 1990 stirbt Annas Mutter nach einem kurzen Aufenthalt im Pflegeheim. Die benachrichtigte Halbschwester Gerda kommt nicht zur Beerdigung ihrer Mutter.

Nach dem Tod der Mutter fordert Gerda über einen von ihr beauftragten Rechtsanwalt ihren Erbschafts-Pflichtteil, der ihr jedoch nach dem damals gültigen (DDR-) Recht nicht zusteht. Daraufhin bricht der Kontakt zwischen den beiden Halbschwestern vollständig ab.

Die schwere körperliche Arbeit in der Landwirtschaft und bei der Pflege der Mutter fordern ihren Preis. Der kranke Rücken und Annas Alter machen es notwendig, dass die landwirtschaftlichen Aktivitäten auf ein Gartenmaß zurückgefahren werden. Anna und Arthur - beide mittlerweile Rentner - genießen diese Arbeit im Garten, die auch mal warten kann. Gemeinsame Urlaube in dem bisher noch nicht gesehenen Teil Deutschlands prägen die 90er Jahre des Ehepaares. Beide Ehepartner leben intensiv im gegenseitigen Bezug aufeinander. Sie erwägen, entscheiden und unternehmen alles gemeinsam, und es scheint ihnen an nichts weiterem zu fehlen. Das in vielerlei Hinsicht eingeschränkte Leben in der DDR erweist sich als Gunst, denn es gilt, unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen mit seinen ungeahnten Möglichkeiten noch viele Pläne gemeinsam zu verwirklichen.

(7)

- 2004 erkrankt Arthur. Es folgen einige Krankenhausaufenthalte.
- 2005 stirbt Annas Ehemann.
- Der Verlust ist für Anna unermesslich.
- Nach dem Trauerjahr gibt Anna eine Partneranzeige auf.

Als Arthur 2004 erstmals wegen eines Herzleidens ins Krankenhaus muss, beginnt für Anna eine zermürbende Zeit zwischen Hoffnung und Enttäuschung. Die Erkenntnis, dass es mit Arthur zu Ende geht, kommt beiden, als Arthur wieder (einmal) aus dem Krankenhaus entlassen wird. Die vage Hoffnung auf Heilung, die mit jeder Krankenhauseschließung verbunden war, wird zerstört durch den immer schlechter werdenden Gesundheitszustand Arthurs. Mit Annas Bereitschaft, ihren Ehemann gehen zu lassen und mit ihrem Versprechen, selber noch zu bleiben, stirbt Arthur im April 2005.

Anna verliert den Boden unter den Füßen.

Ihre intensive Trauer erlebt sie zunächst allein. Zwar fangen die Familien der Kinder Anna auf, indem sie ihre Mutter für eine Zeit bei sich aufnehmen und mit ihr in den Urlaub fahren, aber

den Alltag muss Anna zu Hause allein bewältigen. Zwar laden die Nachbarn Anna hin und wieder ein und nehmen sich Zeit, aber Anna will sie nicht über ein höfliches Maß der Zumutbarkeit belasten.

Anna beschließt nach einem Jahr - immer mit der Vermutung, dass Arthur damit einverstanden wäre - eine Partnerschaftsannonce aufzugeben. Sie erhält mehrere Antworten, trifft eine engere Auswahl von Männern, die sie zu sich einlädt und entscheidet sich danach für einen Partner. Mit ihm führt sie eine lose Partnerschaft. In der Gewissheit, dass der Platz Arthurs nicht gefährdet ist und von niemandem eingenommen werden wird, verbringt Anna die Wochenenden mit ihrem neuen Partner und freut sich, dass wieder Montag wird.

Auf ihr Leben zurückblickend hält Anna fest, eine gute Ehe gehabt und ein schönes Leben zu haben.

### 3.5.2.3 Text- und thematische Analyse

---

In diesem Teil der Auswertung wird nach dem “Wie “ der Erzählung gefragt. Der Analyse zugrunde liegt der dargestellte Resilienzbegriff, der sowohl Krise als auch Ressource einbezieht. Die ausgewählten Textsequenzen sind als Schlüsselstellen zu verstehen, die Bewältigungsmuster, subjektive Bedeutungszuschreibungen und Ressourcen veranschaulichen sollen.

#### **Die Widrigkeiten der Kindheit**

Bedeutsam für die Biographin sind die Belastungen, denen sie als Kind ausgesetzt war.

Besonders die Vorstellung der familiären Schuld wird zu Beginn der Narration in einer sehr dichten, fast galoppierenden Erzählweise präsentiert. Dabei wechselt sie zwischen einem kindlichen, sehr unmittelbaren Stil und einem eher sachlichen. Es scheint, als wollte sie gleichzeitig beide Perspektiven einnehmen - die damalige kindliche und die heutige erwachsene:

*“... dann hat ich’s ja ooch nicht so leicht, meine Mutter (...) da hatte die so’n Verhältnis zu nem französischem Gefangenen (...) und das ist nicht ohne Folgen geblieben, die hatte dann ein Kind mit dem Franzosen, und das war nu bei Hitler sehr verpönt, das war’n ja Verbrecher, oder ich weeiß nicht, wie man das so nennt, die warn also sehr ... also Hitler war für’n Rassenwahn, wollte reine Rasse haben. Und das war nu das größte (...) Verbrechen. (...) das wurde angezeigt*

*... und das wurde verhandelt ... und da hat se zwee Jahre Zuchthaus gekriegt (...) Da war ich 7 Jahre ... ich hab das alles mit ange ... erlebt, den Franzosen. (...) Ich hatte mein Kinderbett weit vorne, ein größeres und da lag hinten schon der Franzose im Bett (...) Das war keen schöner Anblick, wenn da e fremder Mann mit ... (1/45-2/26).*

Unabhängig vom damaligen politischen System, welches die Mutter, aufgrund ihrer Liebesbeziehung und der daraus folgendene Schwangerschaft, zur Schwerverbrecherin macht, erkennt Anna das Nichtstimmige in der außereheliche Beziehung - allerdings bei beiden Eltern, denn auch die Vermutungen über die Liebschaften des Vaters erinnert sie: *“ ... und mein Vater muss aber ooch jemanden gehabt haben, eene Freundin, was weeiß ich, ... ” (2/45-46).* Durch diese “Patt-Situation” muss sie nicht einen ihrer Eltern mehr verurteilen als den anderen. Überhaupt bleibt in dieser Textsequenz eine Verurteilung aus ihrer kindlichen Perspektive aus. Jedoch wird ihre Angst vor einer verbindlichen Beziehung durch eine siebenjährige Ehevermeidung im jungen Erwachsenenalter sichtbar: *“Ich hatte Angst vor der Ehe, muss ich sagen, ich habe das Theater zu Hause erlebt, ...” ... “Nee, ich dachte, das is doch keene Ehe, hier der Streit und der Krach und mit dem Kind, ich dachte, nee, wenn’s dann nich geht, da musste dich scheiden lassen, also, mit solchen Gedanken hab ich mich da schon ... nee, und da hab ich dann, nu ja, ich hab immer gesagt: nee, ich heirate nich, ich heirate nich glei. Wir ham zusammen gelebt, die Leute ham zwar dann ooch schon gestichelt: die leben wilde zusammen ... ” (8/2-9).* Das aus ihrer Sicht negative Vorbild der Eltern wirkt in Anna so stark, dass sie zu dem Schluss kommt, nicht gleich zu heiraten. Dabei reflektiert sie kaum, dass die ehelichen Umstände der Eltern sich von den ihren im jungen Erwachsenenalter stark unterschieden. Zu einer Liebesheirat mit Arthur, die es in diesem Fall tatsächlich gewesen wäre (sie liebt ihn, er liebt sie, es passt), kommt es nicht, aufgrund ihrer kindlichen Erfahrungen. Durch ihre erste Schwangerschaft fühlt sie sich dann schließlich zur Heirat gedrängt: *“..., da war’s passiert, da war ich schwanger, ... und da ham wir im Januar geheiratet. ... Und im Juli wurde geboren” (8/11-12).* Ob sie damit (nur) den damaligen gesellschaftlichen Normvorstellungen entsprochen hat, oder ob die Schwangerschaft der Anlass war, eine längst gefällte Entscheidung sichtbar zu machen, kann nicht genau ergründet werden.

Texteinheiten mit unterbrochenen oder nicht zu Ende geführten Sätzen weisen auf die Schwierigkeit des Erzählens hin. Besonders, wenn es um Intimität und Sexualität geht, ist dieses bruchstückhafte Erzählen feststellbar. Ihre in dieser Beziehung kindliche Überforderung drückt

die Biographin durch ein Zuviel an Wissen und Ahnung aus. *„Mir ham die alles erzählt“*, und *„das bleibt hängen“*, sind wiederkehrende Aussagen. Ihre Erzählung über ihre eigene erste (uneheliche) Schwangerschaft kann ein Indiz auf die Fortsetzung dieser Schwierigkeit sein. *„Da wars passiert“*, und *„da wurde geboren“*, sagt nichts über ihre Gefühle aus. Sie erzählt unpersönlich und stellt sich selbst neben die Geschichte.

### **Das ambivalente Verhältnis zur Halbschwester**

Als weitere Belastung in der Kindheit ist die Gefängnisstrafe der Mutter zu vermuten und das damit verbundene *„Wegnehmen“* der gerade geborenen Halbschwester. Nachdem das neugeborene Mädchen getauft worden war, muss die Mutter ihre Strafe fortsetzen. Die bei der Großmutter verbleibende Anna *„hatte dann Hohn und Spott gehabt. Dann hieß es in der Schule: Deine Mutter sitzt im Zuchthaus, deine Mutter sitzt im Zuchthaus, weefte, wie das ‘nem Kind wehtut, ...“* ... *„Du wirst egal bloß ... so, daheeme hast de keen Halt, in der Schule wirst de bloß gehänselt, ...“* (3/37-42). Auch hier ist die Gleichzeitigkeit bzw. der Wechsel von einer dichten szenischen Erzählung aus der Kind-Perspektive zu einem argumentativen Stil aus heutiger Sicht ablesbar.

Die Suggestivfrage des Interviewers, ob es ihr nicht das Herz zerrissen habe, als die kleine Halbschwester fortgekommen ist, wehrt sie ab: *„Jaa, soweit isses ja gar nich gekommen, weil da irgendwie e bisschen Hass dabei war“* (4/6). Die Präsenz ihrer damaligen Gefühle deutet darauf hin, dass es sich um ein prägendes Ereignis gehandelt haben muss. In der weiteren Erzählung wird die Halbschwester nur auf Nachfrage erwähnt, und es ist letztlich auch nicht Anna gewesen, die sich auf die Suche nach ihrer Halbschwester begeben hat: Anna ließ sich von ihr finden.

Im Erzählen über das Verhältnis zu ihrer Halbschwester drückt sich sowohl Anteilnahme als auch eine nicht überbrückbare Distanz aus: *„Die Pflegemutter is ja so früh gestorben. Die hat Krebs gehabt, und da is die Gerda erst 14 oder 15 Jahre gewesen. Und da hat die wieder keen Halt gehabt dort drüben“* (33/31-33). *„Und weil die Gerda sich nich um die Mutter gekümmert hat, gar nich, da hat meine Mutter dann ein Testament geschrieben und hat mich als Alleinerbe eingesetzt“* (33/36-38). Mit dem Thema der Haltlosigkeit kann sich die Biographin gut identifizieren, und so stellt sich mit Hilfe dieses Themas eine große Nähe zum *„Schicksal“* ihrer Halbschwester her. Diese Nähe bewirkt aber in Anna kein Verständnis dafür, dass sich die Halbschwester nicht um die Mutter gekümmert hat. Das testamentarische Nichtberücksichtigen

der Halbschwester ist aus Annas Sicht folgerichtig. Durch das weitere Verhalten ihrer Halbschwester fühlt sie sich bestätigt: *„Und wie die Mutter gestorben war, da sind sie auch nicht gekommen, da waren sie gerade verreist nach Paris“* (33/42-43). Der Erzählerin gelingt ein Perspektivwechsel, wenn sie Lebensverläufe oder -entscheidungen anderer mit ihren eigenen Themen in Verbindung bringen kann. Ist das nicht der Fall, so fällt es ihr schwer, ein Verständnis für andere Perspektiven entwickeln.

In der Ambivalenz der Erzählung lässt sich die Ambivalenz Annas zum Verhältnis der Halbschwester gegenüber vermuten. Die letztendliche Entzweiung der beiden Frauen (*„Dann war Ruhe. Das war's bittre Ende“* (34/15)), ist für Anna wahrscheinlich leichter zu verkraften als die Aufgabe, sich mit dem Gewordensein und der Perspektive der Halbschwester auseinander zu setzen. Der Versuch, durch Nichtreflektieren etwas zu bewältigen, ist für Anna scheinbar noch nicht abgeschlossen. Er wird immer wieder irritiert durch Gesten der Halbschwester, die in unregelmäßigen Abständen einen Blumenstrauß auf das Grab der gemeinsamen Mutter stellen lässt. Somit ist die verstorbene Mutter das verbindende Element zwischen den Frauen, die den Kontakt zueinander abgebrochen haben. Es deutet sich an, dass eine Geschichte innerhalb einer Lebensgeschichte noch kein Ende gefunden hat.

### **Die eindeutigen Verhältnisse zur Mutter**

Klare und sehr lebendige Erzählungen werden präsentiert, wenn es um die Mutter und um das Verhältnis der Biographin zu ihr geht. Durch die wechselvolle Geschichte der Mutter wechselt auch die Stellung der Biographin zur Mutter rasant, von einer kindlichen Hilflosigkeit in Anbetracht der Verurteilung der Mutter, über eine distanzierte Haltung aufgrund der mütterlichen Inkompetenz in der Hauswirtschaft, bis hin zum Verzeihen aus heutiger Sicht der Biographin. Selbst in den abgewandtesten Momenten gibt es immer eine Verbindung zwischen Anna und ihrer Mutter. Beispielsweise erhält sie als Kind regelmäßig Post, als die Mutter ihre zweijährige Gefängnisstrafe absitzt.

Obwohl sich geschwisterliche Gefühle bei Anna kaum entwickeln können, spricht sie aus ihrer damaligen kindlichen Perspektive in einem versöhnlichen Ton von der Entbindung ihrer Mutter und der Geburt ihrer Halbschwester: *„... da war die dann paar Monate zu Hause und da is die Gerda hier in unserem Haus geboren ... mich ham se zur Frau Bäcker vor geschafft und zwee Stunden später war das kleene Mädchen dann da“* (2/32-34). Die genaue Zeitangabe lässt auf

eine genaue Erinnerung an diese Situation schließen. Auch hier erzählt sie wieder, wie etwas mit ihr gemacht wird, was sie als Kind vermutlich als gut gemeinte und zu ihrem Schutz bestimmte Entscheidung der Erwachsenen wertet.

Die Härten, der die Mutter zu dieser Zeit ausgesetzt gewesen sein muss (sie muss ihre neugeborene Tochter an Unbekannte abgeben, um ihre Gefängnisstrafe fortzusetzen), erinnert Anna nicht. Stattdessen ist sie ganz bei sich und ihren damaligen Gefühlen: *“Das war natürlich ooch für mich eene ganz harte Zeit, ... “* (2/40-41). Zu vermuten ist, dass die Mutter ihre Tochter Anna mit ihrem Leid verschont hat in dem Wissen, dass das kindliche Leid schon groß genug ist. An ihre Erinnerung schließt Anna das rationalisierende Argument an: *“Also, als Kind kriegt man viel mit”* (2/42). Diese Aussage könnte gewertet werden als der Ausdruck der Überforderung eines Kindes. Die verallgemeinernde Erkenntnis, die für Anna gilt, kann im konkreten biographischen Fall heißen, dass Belastungen in der Kindheit das weitere Leben in einer spezifischen Weise prägen.

In einer anderen Textpassage drückt sich nochmals das Gefühl der kindlichen Überforderung aus, die Anna mit einem ähnlichen vernunftsgeliteten Argument abschließt: *“... aber was du als Kind erlebt hast, das is drinne”* (24/12). Die kindliche Perspektive einnehmend, berichtet sie von der Schwangerschaft der Mutter und ihrem Abtreibungsversuch: *“Ich meine, ich war ja ooch noch Kind, mir ham sie viel erzählt, vielleicht ... ich weeiß bloß, dass sie sagte: Das eine ist weggegangen, und da sagt die dann mal zu mir: Jungs gehn leichter weg wie Mädchen. Sagte sie mal. Das war ein Mädchen, und das wäre nicht weggegangen. Das wollte die ja ooch abtreiben ... “* (23/45-24/1).

Zwischen Verständnis und Verurteilung schwankend erinnert sich Anna an die Einsamkeit ihrer Mutter in der Zeit ihrer Schwangerschaft, aber auch daran, dass die Aufgabe, die Not der Mutter zu lindern, für sie als Kind zu groß war: *“Das stand dann ooch mit in der Anklageschrift mit drinne, von dem Dünger. Die hat die mir ooch vorgelesen. Meine Mutter war da ... die hatte ja ooch niemanden, mit dem sie reden konnte, da hat die gedacht, die kann mir das alles erzählen als Kind. Das bleibt hängen”* (24/8-11).

Als die Mutter 1945 wieder zu Hause ist, belastet sie ihre Tochter nicht mit schlimmen Geschichten von ihrem Gefängnisaufenthalt; im Gegenteil: sie beschreibt ihren harten Alltag im Arbeitslager eher als Abenteuer. Damit schützt sie Anna wieder vor Erkenntnissen, die sie überfordern würden: *“... Die hat mir allerhand von dem Gefängnis erzählt. Dass sie dort haben*



*Torte gemacht. Aus Brot, ... da ham se Brot gesammelt, da ham se sich Brottorte gemacht. Oder die ham sich mal die Haare eingedreht, ... “ , und weiter unten: “ ... hat erzählt, dass die ooch ein Lied gedichtet haben ... hier, das weeiß ich ooch noch: Wo die Elbewellen schlagen an den Strand, das Kripolager liegt im Anhaltsland. Wo Gefang’ne schaffen Tag und Nacht, dort hat mich mein Herzens cherry hingebracht, ... wie ging denn das noch weiter? Ja: Weil einmal nur verliebt man war, dafür muss man brummen ach so manches Jahr. ...” (22/21-42).* Bei der damals neunjährigen Anna stoßen diese positiv gewendeten Geschichten auf offene Ohren - bis heute kann sie sie lebendig halten. Mit Hilfe dieser Geschichten erkennt sie eine starke Mutter, mit der sie sich identifizieren kann. Es zeigt sich in diesen hierbei die starke (Um-)Deutungskraft der Mutter, der es gelingt, in akut belastenden Lebenssituationen eine Chance zu sehen, sich zuliebe und vermutlich auch ihrer Tochter zuliebe. Es ist zu fragen, ob die Biographin die “Abenteuergeschichten” ihrer Mutter zum Lernanlass genommen hat, eigenen krisenhaften Lebenssituationen eine neue Bedeutung zuzuweisen und diese Situationen somit zu bewältigen .

Im Laufe der Lebenserzählung spricht Anna ihrer Mutter ganz offen und unverschlüsselt zahlreiche Fähigkeiten ab: sie kann nicht kochen, sie kann nicht wirtschaften, sie kann die Schriftführung nicht erledigen usw.. Durch das Schildern des mütterlichen Scheiterns in diesen Dingen grenzt sich Anna klar von ihrer Mutter ab und positioniert sich selbst als eine in eben diesen Dingen kompetente Person: *“Meine Mutter hatte kein Geschick. Wir waren bald ein bisschen zerstritten in der Familie. Es wurde alles geteilt. Das will ich dir mal noch erzählen. Zum Stollenbacken Weihnachten. Meine Großmutter, die wohnte ja für sich. Die machte ihren Stollen. Und ich sage: Ich back ooch meinen Stollen. Und meine Mutter, die sollte ooch Stollen backen. ... Das musste dir mal vorstellen, so isses gewesen. ... Meiner Großmutter ihr Stollen war geworden, mein Stollen war ooch geworden, meiner Mutter ihrer war nich geworden.” (31/32-38).* Es kann nicht angenommen werden, dass die Mutter ihr Mißlingen absichtsvoll einsetzt, damit bei Anna ein Prozess in Gang gesetzt wird, und doch geschieht genau das: das Scheitern der Mutter ermöglicht das Reifen Annas. Durch die Diskrepanzerfahrung, die Anna macht, gelingen ihr Aufgaben, die ihre Mutter nicht bewältigen konnte. Die Mutter, die nicht um die hauswirtschaftliche Hoheit kämpft, sondern Anna die Kompetenzen überlässt, ermöglicht darüber hinaus einen kampflosen Rollentausch in einer (biographischen) Phase, in der das Mutter-Tochter-Verhältnis häufig von nicht enden wollenden Machtkämpfen geprägt ist.

Aus der heutigen Perspektive nimmt die Biographin (mit Hilfe und mit den Worten eines ihr nahe stehenden Menschen) ihrer Mutter gegenüber eine verstehende Haltung ein, unter der Bedingung, dass sie sich zu ihren kindlichen Gefühlen der Ohnmacht und des Hasses bekennen darf: *“... ich ... hab jetzt ooch mal mit’m Werner (ihr Lebensgefährte) drüber gesprochen, und der sagte: na ja, ich kann ja deine Mutter verstehen. So ‘ne junge Frau, und wenn der Mann im Krieg ist, ... die kannst du nicht verurteilen”, ... “aber erst hab ich sie verurteilt. ... Als Kind hab ich’s verurteilt, ... muss ich ehrlich sagen. Die lässt dich im Stich, du bist alleine hier, die denkt überhaupt nicht an dich, da war man egoistisch, aber (stöhnt), ich weeiß es nicht, ob’s richtig war, ... aber ich hab sie erst verurteilt” (14/6-15).* Die noch abrufbare kindliche Wut damals und das Nichtverurteilen heute, macht einen Prozess erkennbar, der eine Veränderung der Sichtweise veranschaulicht und der auch auf Bewältigung schließen lässt.

Die Mutter, die durch das damalige politische System zur Straftäterin wird, ist aus der Sicht der Erzählerin kein gebrochener Mensch. Ihre Unfertigkeiten, zu denen sie selbst steht, kompensiert sie mit ihrer Tochter, der sie bis ins junge Erwachsenenalter Lebensanweisungen gibt: *“Meine Mutter hat das nicht geschafft mit einem Mann, weil sie immer sagte zu mir: Ich kann nicht kochen, ich kann mir keinen Mann suchen. Da musst du mit! Da musst du kochen! ...” (31/28-30).* Die Mutter weiß sich zu entlasten, wenn es sein muss, auf Kosten anderer. Die Ambivalenz, die für die Erzählerin hierbei entsteht, ist zu erkennen, dass sie zwar durch die mütterlichen Anweisungen in ihrer Lebensplanung eingeschränkt wurde, dass andererseits diese Art der Entlastung auch eine Idee von Bewältigung beinhaltet.

In der gesamten Erzählung bleibt die Mutter aus der Sicht der Biographin eine Person, die unter ihren erheblichen Belastungen nicht zusammengebrochen ist und die in krisenhaften Situationen immer auch ihren eigenen Plan von Bewältigung realisiert hat. Die Biographin kann sich bewusst von der Mutter abgrenzen, wenn es um lebenspraktische Aufgaben geht, denn dafür hat sie die mütterliche Erlaubnis. Für die Bewältigung von Krisen scheint die Mutter der Biographin brauchbare Muster angeboten zu haben.

### **Das Suchen und Finden von Halt**

Ein Thema, welches die gesamte biographische Erzählung durchzieht, ist das Thema der Haltlosigkeit. Durch ihr intensives Gefühl des Verlassenseins findet sie Worte, mit denen sie heute noch um Anteilnahme zu bitten scheint: *“Du wirst egal bloß ... so daheeme hast de keen*

*Halt, in der Schule wirst de bloß gehänselt, das ist ganz schl ... und hat sich ooch niemand groß, meine Großmutter hat mich da ... ooch von meiner Mutter die Angehörigen, die wohnen in W. drüben, die sinn ooch nich hergekommen, ... um mich hat sich niemand gekümmert, ...* (3/41-44).

Mit der Schilderung ihrer kindlichen Zerrissenheit deutet sich wieder eine Überforderungssituation an: *“Ich hatte so gar keen Halt in der Familie, nich wahr, ich wusste gar nicht mehr, off wen ich halten sollte, ... “* (3/8-9). Der Umstand, als Kind keinen Halt zu haben, wird nicht nur emotional ausgedrückt, sondern auch rational gewertet: *“Ich wurde eben so mit durchge ... wie gesagt, da war ich eben in der Schule ooch nich so gut, so mit 3 hab ich abgeschlossen. Wenn se mich e bissel mehr gefördert hätten, oder angehalten, das hat mir alles gefehlt, wenn ... wenn de mal hast e Gedicht zu lernen, da hört einen ooch niemand ab, ...”* (14/28-31).

Begründet liegt das Thema der Haltlosigkeit für die Biographin im Verlust des Vaters und dem zeitweisen Verlust der Mutter. Die Großmutter, der die Aufgabe zukommt, sich um Anna zu kümmern, *“war mir ooch manchmal bisschen dreckig, da bin ich dreckig angezogen gegangen, nich e bisschen sauber, ...”* (3/46-47). Besonders der Vater wird als haltgebende Person vermisst: *“... mei Vater hat mir ... das kann ich ooch nich vergessen, 1944 zu meinem Geburtstag, da hatte ich richtigen Geburtstag<sup>3</sup> ... hat der mir en Brief geschrieben, das weeiß ich noch: Liebe Anna, ich habe gar nichts für dich, du musst heute mit ein paar Zeilen (brüchige Stimme, weint) off’n Briefpapier zufrieden sein. Das war das letzte, was ich von meinem Vater ...”* (6/14-18). Arthur, ihr Mann, füllt im jungen Erwachsenenalter diese “biographische Fehlstelle” aus und lässt Anna wahrscheinlich zum ersten Mal bewusst die Erfahrung machen, geschützt zu werden: *“Ich hatte ja Arthur dann. Der hat mir Halt gegeben. Ich meene, ich hatte in dem Sinn keen Vater gehabt ... also, der mit mir gelebt hat. Ja, nich wahr, weil mein Vater im Krieg geblieben ist. Der war ja dann ... ich will nich sagen, er war wie ein Vater, aber er hat mich beschützt ... “* (29/46-30/2). Mit dieser positiven Erfahrung gelingt es Anna, selbst Halt zu geben und in der Erinnerung festzustellen: *“ ... freilich, hab ich ihm ooch Halt gegeben. Und und er hat sich ooch gefreut, dass er ... zu uns herziehen konnte, dass er ooch wieder ... enne enne Heimat hatte ... ”* (9/38-40). Über das Zustandekommen der Beziehung mit Arthur resümiert sie aus einer eher passiven Haltung: *“Ich denke, wenn ich da wäre in falsche Hände gekommen, so jung, hätte es können werden bitter böse”* (31/11-12). Mit dem sicheren Gefühl des Haltes kommen in den

---

<sup>3</sup>

“richtigen Geburtstag”, weil die Biographin am 29. Februar Geburtstag hat.

Erzählungen über die langjährige Ehe andere positiv bewertete Themen zur Sprache. Doch „Haltlosigkeit“ als intensive Leiderfahrung erreicht sie wieder, als ihr Mann nach längerer Krankheit stirbt: *“(leise) Dann war’s bitter, bitter böse. Also, das war mein Halt, das war alles weg. Ich war haltlos”* (26/13-14). Hier präsentiert die Biographin ihren Glauben als alternatives haltgebendes Thema: *“... das muss ich wieder so sagen, wenn ich da meinen Glauben nicht gehabt hätte, an Gott, dass er mich durchträgt, durch die schlimme Zeit ... der hat mir wirklich geholfen. Da hab ich mich dann müssen ... (atmet schwer) ... neu orientieren”* (26/14-17).

Das Thema der Haltlosigkeit kann von der Biographin gut erzählt werden, weil sie prägende biographische Erfahrungen des Gehaltenwerdens machen konnte. Bei wieder auftretenden Gefühlen der Haltlosigkeit kann sie auf biographisch erprobte Bewältigungsmuster zurückgreifen.

#### 3.5.2.4 Kontrasierung

---

Die bisherige Darlegung der erzählten Lebensgeschichte soll in diesem Punkt mit dem theoretisch Erarbeiteten kontrastiert werden. Das heißt, nach den vorangegangenen Analyseschritten ist nun zu fragen, ob im konkreten biographischen Fall Hinweise auf Resilienz gefunden werden konnten, und ob mit Hilfe des Konzepts der Resilienz biographische Verläufe beschrieben werden konnten. Eine Anknüpfung an die Frage, wie es der Biographin im Verlaufe ihres Lebens gelungen ist, widrige Lebensumstände zu bestehen und welche Möglichkeiten sie nutzen konnte, belastende Situationen zu bewältigen und an ihnen zu reifen, soll ebenfalls erfolgen.

Deutlich wird, dass Krisen und Belastungen normativer und nicht normativer Art vor allem in der Kindheit der Biographin zu finden sind. Die von der Erzählerin angesprochenen belastenden Erlebnisse werden unterschiedlich deutlich zum Ausdruck gebracht. Die große zeitliche Distanz zu ihren kindlichen Belastungen scheint das Erzählen zu erleichtern. In einem argumentativen Stil stellt sie verallgemeinernd fest, dass diese Art von Belastungen für das kindliche Aufwachsen nicht gut ist. Es deutet sich dabei an, dass durch das Benennen und Bewusstmachen von leidvollen Erfahrungen eine biographische Fortsetzung verhindert wird.

## X. Literatur

---

- Beer, Kornelia (2004): Die Bedeutung der Vertreibung aus den damaligen deutschen Ostgebieten im Leben von drei Generationen. Diplomarbeit. Hochschule Mittweida-Rosswein
- Böhnisch, Lothar (1996): Pädagogische Soziologie. Eine Einführung. Weinheim, München
- Brähler, Elmar, Decker, Oliver, Radebold, Hartmut (2004): Ausgebombt, vertrieben, vaterlos - Langzeitfolgen bei den Geburtsjahrgängen 1930-1945 in Deutschland. In: Radebold, Hartmut (Hrsg.): Kindheiten im II. Weltkrieg und ihre Folgen. Psychosozial-Verlag, Gießen, 111-136
- Erikson, E. H. (1966): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a.M. Suhrkamp
- Ernst, Heiko (2005): Nicht unterzukriegen. In: Psychologie heute Heft 9,2
- Fengler, Jörg (2004): Resilienz und Salutogenese - Wie wir den Helferberuf ertragen, gestalten und genießen können. In: Gunkel, Stefan, Kruse, Gunther (Hrsg.): Salutogenese, Resilienz und Psychotherapie: Was hält gesund? - Was bewirkt Heilung? (Reihe: Impulse für die Psychotherapie, Bd.9) Hannoversche Ärzte-Verlags-Union. Hannover, 349-368

- Fooker, Insa; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.) (2007): Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten. Juventa Verlag. Weinheim, München,
- Fooker, Insa (2001): Aktualisierung von "Kindheit" in biographischen Umbruchssituationen. In: Behnen, Imbke, Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Kinder - Kindheit - Lebensgeschichte. Ein Handbuch. Kallmeyersche Verlagsbuchhandlung GmbH, Seelze-Velber, 253-266
- Franz, Matthias, u.a. (2004): Das Fehlen der Väter und die spätere seelische Entwicklung der Kriegskinder in einer deutschen Bevölkerungsstichprobe. In: Radebold, Hartmut (Hrsg.): Kindheiten im II. Weltkrieg und ihre Folgen. Psychosozial-Verlag. Gießen, 45-55
- Gabriel, Thomas (2005): Resilienz - Kritik und Perspektiven. In: Zeitschrift für Pädagogik 51. Heft 2: 207-217
- Grossmann, Klaus E. (2003): Emmy Werner: Engagement für ein Lebenswerk zum Verständnis menschlicher Entwicklung über den Lebenslauf . In: Brisch, Karl-Heinz, Hellbrügge, Theodor (Hrsg.): Bindung und Trauma. Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern. Klett-Cotta. Stuttgart, 15-33
- Gunkel, Stefan, Kruse, Gunther (2004): Salutogenese und Resilienz - Gesundheitsförderung nicht nur, aber auch in der Psychotherapie? In: Gunkel, Stefan, Kruse, Gunther (Hrsg.) : Salutogenese, Resilienz und Psychotherapie: Was hält gesund? - Was bewirkt Heilung? (Reihe: Impulse für die Psychotherapie, Bd.9) Hannoversche Ärzte-Verlags-Union. Hannover, 5-68
- Hanses, Andreas (2000): Biographische Diagnostik in der Sozialen Arbeit. Über die Notwendigkeit und Möglichkeit eines hermeneutischen Fallverständnisses im institutionalen Kontext. In: neue praxis, Heft 4: 357-379
- Hanses, Andreas (2001): Soziale Arbeit: Dienstleistung oder Fallbezug? Annäherung an eine längst überfällige Diskussion. Vortrag im Rahmen der "Theorie AG" Soziale Arbeit in Bielefeld. Internet-Zugriff am 20.9. 2008
- Kramer, Rolf-Torsten (2007): "Biographie" und "Resilienz" - ein Versuch der Verhältnisbestimmung. In: Opp, G., Fingerle, M. (Hrsg.): Was Kinder stärkt: Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. Ernst Reinhardt Verlag. München, 79-97

- Lanfranchi, Andrea (2008): Resilienzförderung von Kindern bei Migration und Flucht. In: Welter-Enderlin, Rosmarie, Hildenbrand, Bruno (Hrsg.): Resilienz - Gedeihen trotz widriger Umstände. Carl-Auer-Systeme Verlag. Heidelberg. 119-138
- Laucht, Manfred, Esser, Günter, Schmidt, Martin H. (1997): Wovor schützen Schutzfaktoren? Anmerkungen zu einem populären Konzept der modernen Gesundheitsforschung. In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie. Hogrefe-Verlag. Göttingen. Heft 3: 260-270
- Loch, Ulrike (2002): Grenzen und Chancen der narrativen Gesprächsführung bei Menschen mit traumatischen Erlebnissen in der Kindheit. In: Schaeffer, Doris, Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Verlag Hans Huber. Bern. 233-247
- Loch, Werner (2006): Der Lebenslauf als anthropologischer Grundbegriff einer biographischen Erziehungstheorie. In: Krüger, Heinz-Hermann, Marotzki, Winfried (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung, VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden, 71-89
- Lösel, Friedrich; Bender, Doris (1996): Vulnerabilität und protektive Faktoren. Schutz- und Risikofaktoren der gesunden Entwicklung von Kindern und Jugendlichen in der Familie und deren Umfeld. In: ÖIF-Materialsammlung, Heft 5: 53-63
- Masten, Ann S. (2001): Resilienz in der Entwicklung: Wunder des Alltags. In: Röper, Gisela, von Hagen, Cornelia, Noam, Gil (Hrsg.): Entwicklung und Risiko. Perspektiven einer Klinischen Entwicklungspsychologie. Kohlhammer. Stuttgart, 192-219
- Noack, Juliane (2005): Erik H. Eriksons Identitätstheorie. Oberhausen. Athena Verlag
- Nuber, Ursula (2005): Resilienz: Immun gegen das Schicksal? In: Psychologie heute, Heft 9: 20-27
- Oevermann, Ulrich (2001): Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik. In: Kramer, R.-T. Et al. (Hrsg.): Pädagogische Generationenbeziehungen - Jugendliche im Spannungsfeld von Schule und Familie. Leske und Budrich. Opladen, 78-128
- Opp, Günther; Fingerle, Michael (Hrsg.) (2007): Was Kinder stärkt: Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. Ernst Reinhardt Verlag. München

- Rampe, Micheline (2005): Der R-Faktor: Das Geheimnis unserer inneren Stärke. Knaur Taschenbuch. München
- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographische Forschung. In: Schaeffer, Doris, Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Verlag Hans Huber. Bern. 133-149
- Rosenthal, Gabriele, Loch, Ulrike (2002): Das narrative Interview. In: Schaeffer, Doris, Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Verlag Hans Huber. Bern. 221-233
- Rosenthal, Gabriele, Fischer-Rosenthal, Wolfram (2000): Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Flick, Uwe, Kardoff, Ernst von, Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt, Reinbek 456-468
- Ruhe, Hans Georg (1998): Methoden der Biographiearbeit. Lebensgeschichte und Lebensbilanz in Therapie, Altenhilfe und Erwachsenenbildung. Beltz Verlag. Weinheim, Basel
- Schäfer, Jutta (1995): Glossar - qualitative Verfahren. Blaue Reihe. Berliner Zentrum "public health"
- Scharfetter, C. (2002): Allgemeine Psychopathologie. Stuttgart. Thieme
- Schumacher, J.; Leppert, K.; Gunzelmann, T.; Strauß, B.; Brähler, E. (2005): Ein Fragebogen zur Erfassung der psychischen Widerstandsfähigkeit als Personmaerkmal. Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie, 53,1. 16-39
- Schulze, Heidrun (2007): Resilienz: Rückblickend Zukunft entwickeln. In: Miethe, Ingrid u.a.(Hrsg.): Rekonstruktion und Intervention. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeitsforschung. Verlag Barbara Budrich. Opladen, Farmington Hills. 213-226
- Stiehler, Sabine (2000): Alleinerziehende Väter. Sozialisation und Lebensführung. Juventa
- Walsh, Froma (2006): Ein Modell familialer Resilienz und seine klinische Bedeutung. In: Welter-Enderlin, Rosmarie; Hildenbrand Bruno (Hrsg.) (2008): Resilienz - Gedeihen trotz widriger Umstände. Carl-Auer-Systeme Verlag. Heidelberg.43-79
- Welter-Enderlin, Rosmarie; Hildenbrand, Bruno (Hrsg.) (2008): Resilienz - Gedeihen



- trotz widriger Umstände. Carl-Auer-Systeme Verlag. Heidelberg
- Werner, Emmy E. (2008): Wenn Menschen trotz widriger Umstände gedeihen - und was man daraus lernen kann. In: Welter-Enderlin, Rosmarie; Hildenbrand, Bruno (Hrsg.): Resilienz - Gedeihen trotz widriger Umstände. Carl-Auer Verlag. Heidelberg
  - Werner, Emmy,E.(2007): Resilienz: ein Überblick über internationale Längsschnittstudien. In: Opp,G., Fingerle, M. (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. Ernst Reinhardt Verlag München. 311-326
  - Werner, Emmy E.(2001): Unschuldige Zeugen. Der Zweite Weltkrieg in den Augen von Kindern. Europa Verlag GmbH. Hamburg, Wien
  - Werner, Emmy E.; Smith, R.S. (1992): Overcoming the odds. Ithaca, London. Cornell University Press
  - White, Sue (2007): Das kritische Befragen der alltäglichen Praxis: Qualitative Erkundung und Soziale Arbeit. In: Miethe, Ingrid, u.a. (Hrsg.): Rekonstruktion und Intervention. Interdisziplinäre Beiträge zur rekonstruktiven Sozialarbeiterforschung. Verlag Barbara Budrich. Opladen, Farmington Hills. 35-48
  - Wustmann, Corina (2005): Die Blickrichtung der neuen Resilienzforschung. Wie Kinder Lebensbelastungen bewältigen. In: Zeitschrift für Pädagogik 51. Heft 2: 192-206
  - Wustmann, Corina (2004): Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. Beltz Verlag. Weinheim, Basel
  - Wustmann, Corina (2003): Was Kinder stärkt; Ergebnisse der Resilienzforschung und ihre Bedeutung für die pädagogische Praxis. In Fthenakis, Wassilos: Elementarpädagogik nach PISA. Wie aus Kindertagesstätten Bildungseinrichtungen werden können, Freiburg

## Erklärung

---

Ich erkläre, dass ich die Arbeit selbständig und nur unter Verwendung der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe.

Zschoppach, 25. Februar 2009